

Jeder nach seiner Art.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Kliner.



„Welch' ein Singen, welch' ein Klingen!
Welch' ein Jubeln in der Luft:
Von den holden Frühlings-Dingen,
Von der Blüten Pracht und Duft!

„Von der Sonne milder Wonne,
Von der Wiesen grünem Kleid —
Welch' ein Lärmen, welch' ein Schwärmen
Über all' die Herrlichkeit!

„Bessres weiß ich mir zu loben,
Schöneres bin ich mir bewußt:
Nasses unten, nasses oben —
Drin zu waten, welche Lust!

„Hei! nach jedem Frühlingsregen
Jeder Bach ein Wasserfall!
Auf den Straßen, auf den Wegen
Lümpel, Lachen überall!

„Hinzusprizen durch die Pfützen,
Welche Wonne, welches Glück!
Welch' ein Platschen, welch' ein Quatschen!
Ja, das nenn' ich noch Musik!“



Hänschen auf der Jagd.

Von

Heinrich Heidel.



Hänschen wollte jagen gehn,
Hatte kein Gewehr!
Sah er einen Besen stehn —
Das gefiel ihm sehr.

Hänschen ging voll Jagdbegier
Mit dem Besen aus:
„Mutter, einen Braten dir
Bring' ich bald nach Haus!“

Sah ein Häslein auf der Flur!
Hänschen machte: „Bumm!“
Häslein machte Männchen nur,
Aber fiel nicht um.

Sah ein Rabe auf dem Baum!
Hänschen machte: „Puh!“
Doch der Rabe, wie im Traum,
Sah in guter Ruh'!

Hüpft' ein Sperling an den Weg!
Hänschen machte: „Paff!“
Doch der Sperling piepte frech:
„Hänschen, bist ein Aff!“

Hänschen nun verlor den Mut,
Macht' ein schief Gesicht:
„Schießen thut die Flinte gut,
Doch sie trifft ja nicht!“

Im Mai.

Von

Heinrich Seidel.



Was rauschet, was rieselt, was rinnet so schnell?
 Was blüht in der Sonne, was schimmert so hell?
 Und als ich so fragte, da murmelt' der Bach:
 „Der Frühling, der Frühling, der Frühling ist
 wach!“
 Was knospet, was keimet, was duftet so lind?
 Was grünet so fröhlich? was flüstert im Wind?

Und als ich so fragte, da rauscht' es im Hain:
 „Der Frühling, der Frühling, der Frühling zieht ein!“

Was klinget, was klaget, was flötet so klar?
 Was jauchzet, was jubelt so wunderbar?
 Und als ich so fragte, die Nachtigall schlug:
 „Der Frühling, der Frühling!“ — Da wußt' ich genug!

Raynold.

Eine Erzählung aus der Zeit der englischen Revolution.

Von

Joh. v. Wildenradt.

Mit Original- Zeichnungen von Woldemar Friedrich.



Die Schlacht von Worcester war geschlagen, Cromwell hatte seinem Ruhmeskranze ein neues, glänzendes Blatt hinzugefügt, vernichtet war das Heer der Königl. und seine Reste suchten in wilder Flucht ihr einziges Heil. Karl der Zweite, von den Puritanern nur der Prä-tendent genannt, hatte sich mit einem Haufen seiner Parteigänger in das nahe, an der Mündung des Severn gelegene Schloß Blackstone zurückgezogen, hier wollte er den Einbruch der Nacht abwarten, um dann heimlich nach Frankreich überzusetzen.

Unter seinen Begleitern befanden sich Graf Malcolm und sein Sohn Edward, befand sich unter anderen Frauen und Töchtern adliger Geschlechter auch Jane, deren väterliches Schloß ihr und den Ihren keine Sicherheit mehr bot, und Francis und Ralph, die den Befehl über jene Truppen führten, welche den Rückzug des Königs decken sollten. Sie hielten die Außenwerke des stark befestigten Schlosses besetzt, jeden Augenblick des feindlichen Angriffes gewärtig, während Karl, mutlos vor sich hinstarrend, inmitten seiner Hofschar im Rittersaal der Burg ungeduldig der Stunde harrete, die es ihm möglich machen sollte, unbemerkt den Strand und das rettende Fahrzeug zu erreichen. Aber nur Graf Malcolm und einige seiner Vertrauten wußten um den Plan; denn wie hätte der zur Flucht entschlossene König von seinen Untergebenen sonst

(Schluß.)

fordern können, daß sie für ihn ihr Leben in die Schanze schlugen?

Schon verkündete der Donner der Geschütze und das Knattern der Musketen, daß die Feinde ihren Angriff eröffneten, — aber noch immer wollte es nicht dunkeln. Seine Umgebung bestürmte den unentschlossenen und niedergebeugten Königssohn mit mancherlei Vorschlägen, doch Karl hatte nur einen Wunsch: die für seine Flucht geeignetste Zeit abzuwarten! — Da traf eine Ordonnaiz von Francis bei dem König ein, mit der Meldung, daß die Feinde den Grafen hart bedrängten; er bitte deshalb, daß alle Ritter und Knechte, die müßig auf dem Schlosse lägen, ihn in der Verteidigung unterstützen möchten und der König selbst durch sein Beispiel den Mut der Verzagenden neu beleben möge! Doch dazu war Karl nicht zu bewegen; kleinmütig behielt er die Besatzung der Burg zu seinem Schutz um sich, befahl dem Grafen dagegen, die Werke bis zum äußersten zu halten, und ließ ihm sagen, daß er sich selbst binnen kurzem in Sicherheit gebracht haben werde. Zugleich sandte er einen Boten an den Kapitän seines, in der Bucht des Severn ankernden Schiffes mit dem Befehl, alles zur Abfahrt fertig zu machen.

Der Kampf um die Außenwerke nahm inzwischen seinen Fortgang; es war Raynold selbst, welcher, der Vorderste in der Verfolgung des Feindes, mit Ungestüm den Angriff erneute. Schon begann es

zu dämmern, da stürmte Ralph verwundet und ohne Kopfbedeckung in den Saal; er schien der Gegenwart Karls des Zweiten kaum zu achten, als er den Höflingen zürnend zurief, sich an die bedrohten Punkte zu begeben und ritterlich zu kämpfen, wenn edles Blut in ihren Adern fließe.

Doch nur wenige regten sich, seiner Aufforderung Folge zu leisten, und Graf Malcolm, der, einem Wink des Königs gehorfolam, auf Ralph zuging und ihn über den Stand der Verteidigung befragte, sah nun erst, daß der Bräutigam Janes aus einer Kopfwunde blutete. Er rief seine Tochter, und diese trat zu Ralph und band ihm ein Tuch um die verletzte Stirn. Dann wollte sie sich still entfernen; aber Ralph hielt sie noch zurück, er mußte ihr ein Wort zum Dank sagen, ein Wort zum Abschied, denn er wußte, daß er dem Tode entgegen ging. Schweigend hörte sie ihn an, dann reichte sie ihm die Hand und sprach leise: „Ihr wißt, Ralph, wem ich Treue geschworen habe, ehe man mich zwang, mich euch zu verloben. Zürnt mir darum nicht in dieser ersten Stunde! Wäre Raynold nicht, — ich müßte euch lieben, wie ich euch achte, Ralph! denn ihr seid ein Mann, wo ich hier außer euch nur Feiglinge sehe!“

Ralph wollte antworten, da stürzte ein Offizier in den Saal mit dem Rufe, daß der König fliehen möge, denn bald werde es auch dazu zu spät sein. Das vernahm auch Ralph, und auffahrend entgegenete er: „Wer spricht von Flucht? Mit unsern Leibern beschützen wir den König und wahren seine Ehre und die unsere!“

Aber während ratlose Bestürzung alle zu ergreifen drohte, forderte Graf Malcolm im Namen Karls Gehör und rief unter die Menge: „Nur einer hat hier zu gebieten, und dieser eine ist der König! Seine Majestät will nicht, daß nutzloser Widerstand den Kampf verlängere. In eurer Gegenwart erhebt der Erbe der Stuarts Einspruch gegen die feindliche Vergewaltigung; er geht nach Frankreich, um bald mit neuen Armeen zu euch zurückzukehren.“

Ralph glaubte nicht recht gehört zu haben; aber während die meisten sprachlos nach Karls Antlitz starrten, begann dieser selbst: „Wir sehen ein, daß wir unsre gute Sache jezo nicht zum Siege führen können. Doch wenn wir auch der Heimat den Rücken kehren, entsagen wir dennoch unserem angeborenen Rechte nicht. Unser bleibt der Thron der Stuarts. Bis die Stunde kommt, in der wir ihn besteigen können, wollen wir uns der Gastfreundschaft Frankreichs anvertrauen. Folgt uns, Mylords!“

Um den König, der sich auf den Weg der Flucht begab, scharte sich ein Teil seiner Höflinge

und beide Malcolms. Sie suchten Jane, aber sie fanden sie nicht; sie forderten Ralph auf, sich ihnen anzuschließen, aber dieser rief voll Zorn und Verachtung: „Ich sollte dem Fürsten folgen, der seine treuesten Anhänger feig in Stich läßt? Nimmermehr! Wäre Karl ein Mann, er hätte hier oben ausgehalten und kämpfend vielleicht das Geschick bezwungen, — wäre er ein König, alle Herzen hätten ihm siegverheißend entgegengeschlagen! Er aber flieht wie ein unbärtiger Knabe, und ihr, ihr eilt ihm nach! Feig wie euer Gebieter — Folgt ihm! Uns aber,“ — wandte er sich an die Verbleibenden, — „uns ist noch eine Spanne Zeit vorbehalten; kommt, meine Freunde, wir wollen den Rundköpfen einen heißen Gruß zum Willkommen bereiten!“

Mit schmerzlichem Kopfschütteln eilte Graf Malcolm mit Edward dem Könige nach; Ralph aber versammelte um sich die anderen und wollte sie den anstürmenden Feinden entgegenführen. Allein diese hatten inzwischen die letzten Hindernisse beseitigt, und alles vor sich niederwerfend und hertreibend, drangen sie jezt in das Schloß. Den Weg, welchen Ralph hatte einschlagen wollen, verperrte der Strom der Zurückweichenden, die kein Machtwort mehr zum Stehen bewegen konnte, und es währte nicht lange, so drang ein Haufe Puritaner, von Raynold geführt, in den Saal. Laut rief dieser jezt den Kämpfenden zu, die Waffen zu strecken; und als die meisten sich bedingungslos ergaben und nur Ralph mit einigen der Tapfersten noch kämpfte, forderte Raynold auch ihn auf, sich zu ergeben.

Aber Ralph, welchen der Anblick Raynolds mit neuem Grimm erfüllte, dachte nicht mehr an sein eigenes Leben; ungestüm drang er auf seinen verhassten Gegner ein, er wollte keinen Pardon, er wollte nur noch Rache an dem Mann, welchem Jane, trotz allem, was sie trennte, noch immer die Treue bewahrte. Doch er hatte den Stärkeren gefunden! Sicher parierte Raynold die leidenschaftlichen Ausfälle des Gegners, und endlich schlug er ihm die zerplitternde Klinge aus der Hand, denn er wollte nicht den Tod Ralphs. Aber als dieser jezt in blinder Wut mit gezücktem Doldh auf Raynold eindringen wollte, da galt keine Schonung mehr, da durchbohrten ihn die Schwerter der um ihren Obersten sich scharenden Puritaner, und sterbend sank der wilde Ralph zu Boden.

Mit seinem Fall war der letzte Widerstand gebrochen, und ohne Sträuben ließ sich jezt der Nest entwaffnen. Teilnahmsvoll beugte sich Raynold über den Erschlagenen, doch schon war das

Leben aus Ralph entflohen. Da hieß der Oberst die Soldaten den Toten hinwegtragen und ihn am folgenden Tage mit kriegerischen Ehren bestatten. Dann unterzog er die Gefangenen einem scharfen Verhör; und als er erfuhr, daß Karl der Zweite sich selbst auf der Burg befunden hatte, sandte er dem Fliehenden sogleich eine Abteilung seiner Mannschaft unter dem Befehl eines erprobten Offiziers nach. Er selbst erteilte in Eile noch die nötigsten Weisungen zur Besetzung des Schlosses, Unterbringung der Gefangenen und Pflege der Verwundeten, — dann wollte er gleichfalls an den Strand hinabreiten, um womöglich die Gefangennahme der Präkandidaten zu erreichen.

Seine Braut! Er wollte sie vom Boden emporheben, allein sie streckte abwehrend die Hände gegen ihn aus. Doch aus ihren angstvollen Worten sprach die tiefe Neigung, die sie für ihn noch hegte. Mild und stark redete er ihr zu, und es gelang ihm, die Verzweifelte zu trösten, sie mit neuem Mut und neuem Vertrauen zu erfüllen.

Er hatte nicht bemerkt, daß, während er sich mit Jane beschäftigte, Oberst Bright und andere Puritaner den Saal betraten, er hatte die feindseligen Blicke seines alten, geheimen Widersachers nicht gesehen, und erst eine neue, schmerzlichere Überraschung erinnerte ihn an seine Pflichten, denn seine Leute brachten jetzt einen Schwerverwundeten,



Allein noch hatte er den Saal nicht verlassen, als einige Soldaten, die ein verhülltes Weib herbeischleppten, seine Aufmerksamkeit erregten. Er vernahm die angstvollen, halberstickten Bitten der Gefangenen, er sah, wie sie verzweifelt sich zu befreien trachtete, unwillkürlich trat er näher, gebot den Soldaten, jene loszulassen, und wandte sich an die erschöpft am Boden Kauernde, indem er ihr seinen Schutz verhiess und sie aufforderte, sich ihm anzuvertrauen.

Da schlug die Ärmste von ihrem Haupte die Hülle zurück, allein ihre Angst schien noch zu wachsen, als sie den Obersten der Puritaner vor sich sah, und bebenden Mundes stieß sie seinen Namen „Raynold!“ aus.

Auch dieser fühlte sich seltsam ergriffen, denn im gleichen Augenblick erkannte er Jane, vormals

den sie als den Oberbefehlshaber der Feinde bezeichneten, und als Raynold näher herbeitrat, erkannte er Francis.

Mit dem Ausruf: „Mein Bruder, mein armer Bruder!“ eilte er auf ihn zu; aber eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, wandte sich Francis von ihm ab. — Da trat Jane zu dem Verwundeten; mit sanften Worten bat sie ihn, in der Stunde, da sie Raynold wiedergefunden habe, seinem Haß zu gebieten und dem Bruder die Hand zur Versöhnung zu reichen. Doch von Schmerzen gefoltert und rasend ob der erlittenen Niederlage und des Zusammenbruchs seiner Partei, wies Francis Lady Jane mit rauhen Worten von sich und rief dem Bruder zu: „Ich bin dein Gefangener! So überliefe mich dem finsternen Dämon, der aus den Tiefen des Abgrundes auferstanden ist und die Erde Englands

mit Menschenblut tränkt! Du mußt mich ihm überliefern, denn ich bin sein Feind, wie ich der deine bin! Aber auf dir ruht fortan der Fluch des Brudermordes, den du einst vor dem Thron des Ewigen nicht wegleugnen kannst!“

Erschüttert vernahm Raynold die furchtbare Anklage. Wohl fühlte er sich frei von Schuld, aber mußte er jetzt nicht den schweren Schritt thun, mußte er nicht die Hand auf den eigenen Bruder legen und den trotzigem Anhänger des Prätendenten dadurch vielleicht dem gewissen Tode entgegenführen? — Ein furchtbarer Zwiespalt entstand in seiner Brust, hier die Pflicht, dort das tiefe Gefühl der brüderlichen Liebe, die in ihm nicht erloschen war.

Und wieder näherte er sich dem in seiner Ohnmacht Knirschenden, mit dem Brudernamen redete er ihn an, seine Wunden wollte er verbinden, sein Wort für die Befreiung Francis' verpfänden.

Aber bitterer noch als zuvor klangen die Worte des Rasenden: „Rühr' mich nicht an! Mein rinnen- des Blut soll um Rache wider dich schreien! Du Abtrünniger! Das Herz deiner Mutter hast du mit Gram erfüllt, — so verdirb jetzt auch mich!“

Er hatte die letzten Worte mühsam herausgestoßen, jetzt brach er bewußtlos zusammen. Verzweifelt knieten Raynold und Jane bei ihm nieder, sie fürchteten, daß Francis nicht mehr zu sich kommen werde, erdrückend übermannte Raynold die Wucht dieses Schlages, und wie verstört blickte er auf und rief zu den ihn Umringenden: „Was steht ihr so stumm, was blickt ihr mich so scheu an?“ Er rang die Hände in seiner Dual, blickte gen Himmel, und aus seiner Brust rangen sich die Worte: „Sende deinen Blickstrahl, mein Gott, daß er mich zermalme, mich, den Brudermörder!“

Da trat finsternen Angesichts Oberst Bright, sein alter Widersacher, auf ihn zu, barsch sprach er zu Raynold: „Euren Degen, Oberst! Ihr seid nicht mehr fähig, Männern zu befehlen!“

Raynold zuckte zusammen, er wollte etwas erwidern, er hörte, wie Jane, wie Jenkins und die Offiziere und Soldaten seines Regimentes wider Bright murrten und Bitten, ja selbst Drohungen nicht sparten. Aber der grimme Alte forderte mit donnernder Stimme Gehorsam, und ein Blick auf den regungslos vor ihm liegenden Francis, der Gedanke an seine Soldatenpflicht dämpfte bei Raynold die wild sich aufbäumende Lust zum Widerstande, sich selbst bezwingend, gab er seine Waffe hin und wurde samt Francis und Jane der Gefangene Brights.

* * *

Die Kämpfe zwischen den Puritanern und den Royalisten hatten mit der Schlacht von Worcester und der Flucht Karls des Zweiten ihr Ende erreicht. Als Cromwell den Bericht über die Vorgänge auf Blackstone erhielt, ordnete er sofort die Freilassung Janes und Francis' an; dem Tode nahe, wurde der letztere nach Glenmore gebracht, wo es der Kunst der Ärzte und aufopfernder mütterlicher Pflege gelang, ihn zu retten. Jane dagegen fand einen Zufluchtsort bei Verwandten von Jenkins, wo sie in stiller Abgeschlossenheit der Stunde harrete, in welcher sich das Schicksal Raynolds entscheiden mußte. Denn ihm hatte Cromwell nicht die Freiheit gegeben, nicht geben können, so schmerzlich es den Oberfeldherrn auch berührte, gerade gegen Raynold die ganze Strenge des Gesetzes anzuwenden; aber zu schwer war die Anklage, die Bright gegen ihn erhoben hatte, und nur auf dem Wege des Rechtes konnte über sie entschieden werden.

Der zur Gerichtsverhandlung bestimmte Tag wurde durch die gewaltigen Resultate des Sieges, welche des Oberfeldherrn und thatsächlichen Beherrschers von England ganze Persönlichkeit in Anspruch nahmen, zwar verzögert, aber endlich nahte auch er heran. Mit höchster Spannung sah das ganze Regiment, welches Raynold befehligt hatte, dem Tage entgegen, voll Theilnahme selbst diejenigen, die dem Angeklagten ferner standen, voll Herzensangst und zwischen Furcht und Hoffnung schwebend seine Freunde, seine Braut. Und Raynold selbst, so wenig er die Furcht kannte, so schuldlos er sich wußte, konnte sich eines Gefühls des Grauens nicht erwehren, wenn er sich sagte, daß er bald aus dem Munde der Richter das Urtheil vernehmen sollte, ein Urtheil, gegen das es keinen Einspruch gab, das ihn entweder glänzend rechtfertigen oder zu den Toten werfen mußte.

Der Morgen des verhängnisvollen Tages graute, noch schlief Raynold in seinem Gewahrsam, als die Thür aufging und ein puritanischer Geistlicher eintrat. Leisen Schrittes näherte er sich dem Schlummernden; beugte sich über jenen nieder und raunte ihm ins Ohr, daß er erwachen möge.

Da richtete sich der Gefangene auf; als er den Priester erblickte, sah er diesen einen Augenblick verwirrt an, dann aber erkannte er zu seiner Verwunderung seinen Freund Jenkins und sprach mit leisem Vorwurf: „Was soll der Maskenscherz, Kamerad, und warum weckst du mich so früh?“

Jenkins aber erwiderte: „Ich bin gekommen, euch zu retten. Hüllt euch in dies Gewand, ich bleibe an eurer Statt hier. Sei, das wird lange

Gefichter geben, wenn der Adler fort ist und nur ein Ruf im Neze zappelt. Warum wollt ihr euch dem zweifelhaften Spruch des Gerichtes unterwerfen? Wir alle sind von eurer Unschuld überzeugt, das schnellste Roß steht für euch gesattelt. Säumt nicht, es gilt das Leben!"

Aber Raynold lehnte den Vorschlag des Freundes entschieden ab. Er hätte es für eine Schmach gehalten, der drohenden Gefahr feig auszuweichen, und was Jenkins auch vorbrachte, ja selbst die Erinnerung an die Mutter und an die Braut, vermochte ihn in seinem Entschluß nicht wankend zu machen. Umsonst war alles Bitten, fast mit Gewalt nötigte Raynold den Freund, die Zelle zu verlassen. Er trug ihm auf, wenn der Spruch des Kriegsgerichtes gefällt sei, ihn ohne Zögern an Jane zu überbringen, er traf seine Anordnungen für den schlimmsten Fall, — dann bereitete er sich gefaßt, voll männlichen Mutes auf die schwerste Stunde seines Lebens vor.

Noch verging eine kurze Spanne Zeit, — dann führte die Wache den Gefangenen aus der Zelle in einen Saal, in welchem der aus Offizieren gebildete Gerichtshof unter dem Vorsitz Cromwells selbst seiner harzte, während Oberst Bright und eine Anzahl Soldaten verschiedener Grade als Zeugen anwesend waren. Nach Erledigung einiger Formalitäten erhob der Sheriff die Anklage, indem er den Gefangenen beschuldigte, daß er mit den Feinden ein heimliches Bündnis gepflogen, daß er bei dem Sturm auf Blackstone den Prätendenten samt dem Grafen Malcolm und anderen Parteigängern der Stuarts absichtlich habe entwichen lassen, daß er, als man den gefangenen Bruder vor ihn brachte, sich seiner Pflicht als Soldat ungedenkend, unmännlich betragen und dadurch seine militärische Würde verwirkt habe. Im Namen der Gerechtigkeit und im Namen des englischen Volkes forderte der Sheriff strenge Untersuchung und, wenn Raynold die Klage nicht zu entkräften vermöge, strenge Bestrafung des Schuldigen.

Eine kurze Stille folgte den Worten des Sheriffs, dann wandte sich Cromwell, dessen Züge neben dem tiefen Ernst heute einen Ausdruck von Besorgnis und Trauer angenommen hatten, an Raynold mit der Frage, was er zu entgegnen habe?

Und Raynold antwortete: „Was kann ich euch entgegnen, — wer verleiht meinen Worten Macht, den Bann der furchtbaren Klage zu durchbrechen? Wenn ich gefehlt habe, so fehlte ich, weil ich bei dem Anblick eines mit dem Tode Ringenden der Stimme meines Herzens folgte. Aber mein Wille

war gut, wie meine Gedanken, — ich bin mir keiner anderen Schuld bewußt! Wer ist derjenige, der mich zum Verräter zu stempeln wagt?“

Da winkte Cromwell dem Oberst Bright, und dieser sprach nun, indem er die Blicke feindselig auf Raynold richtete: „Ich wag' es, Raynold Glenmore! Ich war zugegen, als die Soldaten euch das Adelsfräulein, die Tochter des Grafen Malcolm, zuführten. Ihr, der frühere Bräutigam jener Royalistin, habt euch — das ist offenbar — durch die Bitten derjenigen, die euch einst verstieß, zum Abtrünnigen machen, habt den Prätendenten und seinen Anhang unbehelligt entkommen lassen. Und als man den Bruder vor euch schleppte, das blutige Schwert noch in der geballten Faust, als es galt, vor den Soldaten allen ein Bild echter Heldengröße hinzustellen, da gabt ihr euch weibischer Schwäche hin. Deshalb nenn' ich euch einen Verräter, unwert der Würde, die ihr bekleidet; deshalb erinnere ich heute den Oberfeldherrn an meine Warnung, als ihr bei uns Dienste nahmt, und fordere eure Verwerfung und Bestrafung!“

Ein Murren des Unwillens wurde unter den Zeugen laut, doch Cromwell gebot Stille und sah dann fragend auf Raynold. Dieser rief jetzt entrüstet und in leidenschaftlicher Erregtheit: „Der wehrlose Feind war mein Bruder! Fühlt ihr, was das heißt? Eine Mutterbrust nährte uns beide, und ehe ich unter eurem Banner focht, war Francis in manchem Kampf mein treuer Genosß und Beschützer. Ein herbes Geschick stellte mich ihm feindlich gegenüber; und als er sterbend zusammenbrach, da hätte ich alle Menschlichkeit verleugnen sollen? Ist einer unter euch, der im gleichen Fall anders als ich gehandelt hätte, er trete vor und breche den Stab über mich!“

Alles schwieg, nur Oberst Bright wollte antworten. Allein Cromwell rief jetzt aus der Mitte der übrigen Zeugen einem Offizier, den er befragte, ob er an dem Sturm auf Blackstone beteiligt gewesen sei und der Wahrheit getreu berichten könne, wie sich alles dort zugetragen habe?

Der Offizier bejahte es, legte die Hand zum Schwur auf das Kreuzifix, welches ihm der Sheriff vorhielt, und begann darauf: „Du weißt, mein Feldherr, wie wir die letzten Tage heiß gerungen haben, wie wir den fliehenden Feind verfolgten, bis er mit seinen Scharen auf Blackstone eine letzte Zuflucht gewann. Todesmüde wollten wir im Angesicht der Burg ein Lager schlagen; da trat Oberst Raynold unter uns, in der Rechten das bloße Schwert, in der Linken seine siegreiche Fahne, und

sprach: „Ihr Brüder, dort oben trotz uns der Erbe jenes Mannes, der das Gut eurer Väter schwelgerisch verprasste, der die Jugend unseres Volkes im Bürgerkrieg hinschlachten ließ, der die Heere der Fremden, der Franken und Spanier, zum Sturm gegen England aufgebieten hat. Darf er uns entschließen, soll unser Vaterland den fremden Geiern zur willkommenen Beute werden?“ — Kaum hatte er es gesprochen, so erhoben sich ringsum stürmische Rufe, und wir ergriffen aufs neue die Waffen und die Sturmleitern. Mutig ging es vorwärts, aber vernichtend sandte uns hinter seinen Felsenwällen der Feind seine Geschosse entgegen; um jeden Fuß breit mußten wir ringen. Mancher von uns sank sterbend zu Boden, manchem wurde der Mut wankend. Doch überall, wo die Rot aufs höchste stieg,

Anschlag nun selbst büßen mußte. Cromwell hatte ihn durchschaut. Er verlor seine Würde, und nur die hochherzige Bitte Raynolds wandte das schlimmste von ihm ab.

Glückwünschend umringten den so Gerechtfertigten Soldaten und Offiziere, nur Cromwell zögerte noch. Eine Frage war bisher unbeantwortet geblieben, und die Gerechtigkeit forderte, daß sie nicht totgeschwiegen wurde. Es war die Frage nach Jane und den Beziehungen Raynolds zu ihr, der Tochter des Grafen Malcolm.

Der Oberfeldherr ließ durch den Sheriff diese Frage an Raynold stellen. Dieser richtete an ihn die Aufforderung zum Widerruf der bezüglichlichen Aussage Brights. Aber Raynold schwieg. Der Sheriff fragte ihn, ob er aus Schuldbewußtsein



sahen wir den Obersten. Sein kühnes Beispiel machte das unmöglich erscheinende möglich. Wir stürmten die Burg und pflanzten die Fahne auf die Zinnen von Blackstone. Allein der Prätendent, den wir suchten, befand sich nicht mehr auf dem Schloß. Wir durchstreiften alle Räume, wir besetzten alle Pfade, — umsonst! Der Fuchs war aus dem Bau entflohen!“

Der Offizier hielt inne, aber Cromwell, dem die Bewegung unter den Zeugen und unter den Offizieren des Kriegsgerichtes nicht entgehen konnte und welchen die schlichte Erzählung selbst mächtig ergriffen hatte, rief jetzt freudig aus: „Wo solch ein Zeugnis laut wird, da muß der Neid verstummen, da bricht jede Klage in sich selbst zusammen!“ Mit freundlichen Worten hieß er den Offizier zurücktreten, der Gerichtshof aber forderte keine Beweise mehr, und einstimmig wurde Raynold für schuldlos erkannt, während Oberst Bright seinen schändlichen

schweige, und befremdet blickte Cromwell, blickten die Beisitzer auf den Verstummtten. Dieser aber, dem es anfangs widerstrebt hatte, in Gegenwart so vieler sein Denken und Empfinden zu offenbaren, gewann es nach kurzem Kampf über sich, zu sprechen. Mit schlichten Worten erzählte er, was ihn schon früh mit Jane verbunden hatte, erzählte er von jenem Tage, als es um seiner freien Gesinnung willen zwischen ihm und dem Grafen Malcolm und allen Gästen zum offenen Bruch gekommen war, und bekannte endlich furchtlos, daß er von der auf Blackstone wiedergefundenen Braut nicht lassen, sondern sie, die treue, jetzt aber hilf- und schutzlose, unter seine Obhut nehmen werde, sollten ihnen beiden deswegen auch neue Prüfungen und Leiden bevorstehen!

Allein sie hatten mit dieser Stunde ihr Ende erreicht. Keiner derjenigen, die ihn hörten, hätte ihn nach seinem freimütigen Bekenntnis zu verurteilen gewagt. Cromwell erhob sich von seinem

Sitz, mit leuchtenden Augen ging er auf Raynold zu, reichte ihm die Hand und sprach froh erregt: „Habt Dank, mein Oberst, daß ihr mich an eure Unschuld glauben machtet! Und seid ohne Furcht! Die Herzen, die ich vom finstern Wahn erlöste, sollen fortan frei wählen dürfen! Dem Gesetz ist genug gethan, mit Ehren steht ihr wieder neben denen, die über euch richten sollten. Aber meine Pflicht ist es, die Qualen der letzten Zeit aufzuwägen.“ — Und er wandte sich an die Anwesenden, die gespannt auf jedes seiner Worte lauschten, und rief mit erhabener Stimme: „Soldaten! Den Helden, der euch zum Siege führte, würdig zu belohnen, daß allem Volke die Ehre verkündet werde, erhöhe ich ihn in Rang und Würden. Die Waffen auf, Puritaner! Präsentiert dem neuen Generalleutnant!“

Da brach lauter Jubel aus, die Gegenwart des gewaltigen Oberfeldherrn vermochte ihn diesmal nicht zu dämpfen, Cromwell selbst hatte Raynold ja die unverhohlenste Genugthuung gegeben, alles drängte sich zu diesem, alles bezeugte den herzlichsten Anteil an seinem Glück. Auch Jenkins hatte die frohe Botschaft vernommen, und nun stürzte er herein, stürmisch umarmte er den Freund, dann flüsterte er ihm zu: „Ich eile zu Lady Jane, — folgt mir bald nach!“

Wieder waren einige Wochen verronnen. Winterschnee deckte die Erde, und im Kamin glühten die Scheite. In ihrem Gemach zu Glenmorehouse saß die Gräfin, tief in schmerzliche Gedanken versunken, ihr nahe an einem Fenster, dessen Scheiben die Strahlen der Februarsonne von den Eisblumen befreit hatten, lehnte Francis, ihr Sohn. Er war von seinen Wunden ganz genesen, wenn er sich auch noch nicht so stark fühlte, wie früher; aber mit seinem ganzen Wesen schien eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen zu sein. Das sonst so stolze Antlitz hatte einen Ausdruck der Reue und der Wehmuth angenommen, der sonst so strenge Blick war mild und weich geworden. Doch heute mischte sich der Wehmuth eine freundige Erregtheit bei, vieles schien sein Herz zu erfüllen und er selbst nur auf eine günstige Gelegenheit zu warten, um der Mutter mitzuteilen, was ihn bewegte.

Doch als diese das Schweigen nicht brach, wandte sich Francis an die Greisin und sprach, scheinbar einem plötzlichen Einfall Ausdruck verleihend: „Wißt ihr auch, Mutter, daß es heute zwei Jahre sind, seit ich aus Frankreich zurückkehrte?“

Die Greisin sah ihn wehmütig an, leise entgegnete sie: „Und zwei Jahre, seit Raynold von

uns ging!“ — Eine Thräne trübte ihre Blicke, und seufzend fuhr sie fort: „Wo mag er heute weilen? Die Zeit verrann, aber der Schmerz hat ihr die Wage gehalten. O, daß mir ein Lebenszeichen von ihm würde, o, daß ich meinem Raynold nur einmal noch, bevor ich scheid, ins Antlitz sehen, daß ich die Hände, die sich feindlich bekämpften, zu brüderlicher Eintracht neu verbinden könnte!“

Sie schwieg, aber Francis setzte sich jetzt neben sie und sprach: „Auch in mir hat das Schmerzbett, auf welches mich meine Wunden warfen, Gedanken wachgerufen, die mich zur Milde und Verjöhnung mächtig bewegen. Der Fluch, den ich über Raynold ausrief, als ich, von Grimm und Schmerzen rasend, meiner selbst kaum noch mächtig war, hat zermalmend auf meiner Seele gelastet. Auch Raynold hat für seine Überzeugung wie ein Mann gekämpft, er hat gleich mir Englands Heil erstrebt, er hat gelitten und überwunden, und ein Ehrenkranz schmückt seine Heldenstirn. Ihr aber, Mutter, vernehmt, daß ich Boten auf Boten ansandte, als ich erfuhr, daß er um meinwillen verhaftet worden sei, daß sein männliches Wesen ihm aber auch über die Verleumdung den Sieg errang und daß er gesonnen ist, mit Lady Jane vor euch zu treten und um euren Segen zu bitten!“

Mit klopfendem Herzen hatte die Gräfin des Sohnes Worte vernommen, sie wußte nicht, ob sie wache oder träume. Aber Francis wiederholte seine Aussage, und als sie endlich nicht mehr zweifeln konnte, rief sie freudig: „Heiß ihn kommen, Francis, o heiß ihn kommen! Send ihm deine Boten entgegen, laß das Vaterhaus festlich schmücken, mich aber führe an den Erker, daß ich ihm voll Dank gegen Gott entgegenjubeln kann. Mein Sohn, du lange mir ferngebliebener, komm an das Mutterherz!“

Neidlos mit sichtlicher Rührung vernahm es Francis, und er fühlte sich glücklich, antworten zu können, daß er dies alles dem Bruder schon habe sagen lassen, daß alles zum herzlichen Empfang bereit sei. Auf ihren Wunsch geleitete er die Mutter dann an das Erkerfenster, und es dauerte nicht lange, bis sein scharfes Auge zwei Männer und eine Dame zu Pferde erblickte, welche gegen Glenmorehouse heransprengten. Noch säumte er, die Mutter aufmerksam zu machen, aber bald erkannte er die Nahenden, es waren Jane, Raynold und Jenkins. Er flüsterte es der Greisin zu, die den Ankommenden entgegengehen wollte; doch liebevoll brachte Francis sie an ihren Sessel und bat sie, ihres Alters zu gedenken und sich zu schonen. Er selbst begab sich mit dem festen Vorsatz, die Liebe

Raynolds für alle Zeiten wiederzugewinnen, an das Portal des Schlosses. Als er es erreichte, fand er den Bruder und Jane samt Jenkins schon dort; sie waren von den Rossen gestiegen und, von der Dienerschaft umringt, im Begriff, das Haus zu betreten.

Mit dem Ausruf: „Raynold, mein Bruder, kannst du mir verzeihen?“ eilte Francis auf jenen zu. Aber Raynold erwiderte: „Sprich nicht von Verzeihung! Die gleiche Schuld ist mein; doch heute und in alle Zukunft soll über uns nur die Liebe walten!“

In den wenigen Worten lag die Lösung jeden Zwiepaltes, eine herzliche Umarmung besiegelte die Versöhnung der Brüder und Janes, dann begrüßte Francis den Freund Raynolds, den wackeren Jenkins, und geleitete ihn ins Schloß, während Ray-

nold und Jane ungestüm voraus eilten. Die Mutter harrte ihrer ja voll Sehnsucht, und im nächsten Augenblick lagen sie zu Füßen der Greisin, von ihren Armen umschlungen, von ihren Freudenthränen benetzt, von ihren zitternden Lippen gesegnet.

Vieles gab es in der nächsten Zeit zu erzählen, und auch Jenkins mußte sich dem Kreise beglückter, edler Menschen zugesellen; kein Mißton trübte ihre Freude, kaum eine schmerzliche Erinnerung vermochte ihr Glück zu beeinträchtigen.

Bald darauf wurde Jane Raynolds Weib, die liebliche Gebieterin von Glenmorehouse. Auf Jahre des Friedens folgten später sturmvolle Zeiten; aber kein Sturm zerriß das feste Band treuer Liebe, das sich um Francis und Raynold, um die Mutter und Jane schlang.

Die Otterkönigin.

Ein Märchen von Rudolf Baumbach.*)

Original- Zeichnung von Eugen Klimsch.



Es war einmal ein junger Schaffhirt, der besaß außer der groben Gewandung, die er auf dem Leib trug, noch zwei Dinge, seine Querpfeife und seine Mechtild, ein rundliches, braunes Mädel mit kirschroten Lippen. Die Pfeife hatte er sich geschnitten, die Dirne hatte er im Wald gefunden, wo ihr Vater Kohlen brannte. Daß sie einmal Mann und Frau werden mußten, darüber waren beide einig, auch der alte Köhler hatte nichts dagegen, und sie hätten frischweg in die Ehe treten können, wenn sie außer ihrer Liebe noch etwas gehabt hätten, aber mit Liebe allein, und wäre sie noch so heiß, kocht man keine Suppe und keinen Kindelbrei. „Warten wir also,“ dachten sie und harrten auf bessere Zeiten.

Eines Tages saß die schöne Mechtild unweit des dampfenden Meilers, bei welchem ihr Vater mit dem Schürbaum thätig war, und neben ihr stand ihr Liebster, während die Schafe sich unter der Obhut des Hundes im Holz ergingen. Über dem Mädchen spannte eine alte Eberesche ihre Zweige aus, an denen scharlachrote Beerendolden hingen. Sie hatte eine Anzahl derselben gepflückt und war nun damit beschäftigt die einzelnen Beeren an einen langen Faden zu reihen. Das gab eine prächtige

Korallenschnur. Wendelin, so hieß der junge Hirt, sah der Dirne zu, wie sie die kleinen Finger geschäftig regte, und dann betrachtete er ihre roten Wangen, ihre glatte Stirn und alle Schönheiten nach einander und dachte bei sich: „Wie lieb sie ist!“

Jetzt war die Perlenkette fertig. Mechtild schlang sie sich um den dunkelbraunen, aufgewundenen Haarzopf und lachte wie ein fröhliches Kind ihren Geliebten an. Der aber sah auf einmal traurig drein. „Ach, Mechtild,“ seufzte er, „warum bin ich so arm? Warum kann ich dir nicht ein goldnes Ringlein an den Finger stecken oder eine Granatschnur um den Hals legen?“

„Es ist nun einmal nicht anders,“ sagte das Mädchen tröstend. „Sind die roten Beeren nicht auch schön?“

Der Schäfer schien ihre Worte nicht gehört zu haben. Er sah nach dem Rauch, der von dem Meiler emporstieg und in bläulichen Streifen über die Kronen der Föhren zog. „Warum will das Glück nicht bei mir Einkehr halten?“ sprach er traurig. „Es liegt so mancher Schatz in den Bergen versepht und verzaubert, aber nur Tölpeln lacht das Glück, und wenn sie jauchzend zugreifen wollen, so versinkt das Gold meilentief in die Erde. Ich bin zu jeder Stunde der Nacht im Wald gewesen, aber

*) Mit freundlicher Genehmigung der Verlags-handlung teilen wir obiges anmutige Märchen als eine Probe aus Rudolf Baumbachs „Sommermärchen“, Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig, unseren Lesern mit, indem wir diese reizvoll originellen Dichtungen von einer eigentümlich herben Kraft, glanzvoller Schönheit und jugendfrischem Humor den Erwachsenen unter unseren Lesern auf das wärmste empfehlen.

mir leuchtet kein blaues Flämmchen auf, mir winkt keine weiße Frau, und kein Gezwerg führt mich zum Hort im hohlen Stein.“

„Wendelin,“ sprach die Maid ernst, „werde kein Schatzgräber und Rutengänger! Es kommt nichts gutes dabei heraus.“ Und scherzend fuhr sie fort: „Du kannst auf leichtere Art zu großem Reichtum gelangen durch den goldgehörnten Hirsch, auf dem die Frau Holle durch den Wald reitet. Alljährlich wirft der Zauberhirsch das Geweih ab. Such nach, mein Wendelin! Das diesjährige muß noch irgendwo im Holz liegen.“

Der Köhler war herangekommen und hatte die letzten Worte gehört. „Hoho,“ sagte er, „das Goldgeweih wünscht ihr euch? Ihr verlangt viel. Thut's nicht auch eine Handvoll goldner Leinknoten oder die Springwurz des Schwarzspechts? Oder wie wär's mit dem Krönlein der Otterkönigin, die unter dem roten Stein am Wasser wohnt? Wenn ich mir etwas wünsche, so ist es der Farnsamen, der unsichtbar macht. Hei, das sollte ein Leben werden! Was würde der dicke Bärenwirt für ein Gesicht machen, wenn ich ihm unbemerkt alle Abend sein Mutterfäßchen leichter machte und ihm die größte Wurst aus dem Kessel fischte?“

Die Reden spannen sich weiter. Es ward noch mancherlei gesprochen von dem Zauber, den der Wald umhegt, und der Schäfer wurde immer nachdenklicher. Sonst hatte er seiner Liebsten zum Abschied ein Stück auf der Querpfeife gespielt, heute dachte er nicht daran, als die Stunde des Abschieds gekommen war. Mit gesenktem Kopf schritt er vor der Herde her, die der Hund bellend zusammenhielt.

Das Sonnenrad hatte seinen Lauf fast beendet, und rötlicher Schimmer lag auf den Bergen, als der Hirt mit den Schafen am Ausgang des Waldes angelangt war. Vor ihm lag eine grüne Flur, die ein breiter, seichter Bach in zwei Hälften teilte, und jenseits des Wassers stand wie ein riesiger Grabstein ein einzelner Felsen von roter Farbe. Brombeerhecken und goldgelber Ginster umwucherten ihn, und in seinen Spalten hafteten Moose und wilber Thymian. Hier also sollte die Otterkönigin hausen.

Der Hirt trieb die Schafe, nachdem sie ihren Durst gelöscht hatten, durch den Bach, denn das Dorf, wohin er und die Herde gehörten, lag am jenseitigen Bergesabhang. Er wollte an dem roten Stein vorüber ziehen, wie er gewohnt war, aber er blieb gefesselt stehen, denn es war ihm, als habe sich etwas in dem Strauchwerk gereg.

„Wenn es die Otterkönigin wäre!“ dachte er, und weil er einmal gehört hatte, daß die Schlangen

Flötenspiel liebten, zog er seine Querpfeife aus der Schäfertasche und begann eine sanfte Weise zu spielen.

Und sich und sich! Da hob sich aus dem Ginster das züngelnde Haupt einer großen, weißen Schlange, die trug ein funkelndes Krönlein.

Erschreckt setzte der Bursch die Pfeife ab, und im Augenblick war die Otter verschwunden.

Es war also Wahrheit, was der Köhler gesagt hatte. Scheu wich der Hirt zurück und trieb die Herde in weitem Bogen um den Stein und dem Dorf zu. Die Otterkönigin oder vielmehr ihr goldner Halschmuck lag ihm nun Tag und Nacht im Sinn. Aber wie sollte er es anstellen, um in den Besitz des Kleinods zu gelangen? Der alte Dorfschmied war ein weiser Mann, der wohl mehr konnte als Brot essen; vielleicht war von dem etwas zu erfahren. Er begab sich daher eines Abends nach der Schmiede, als Meister und Gesellen Feierabend gemacht hatten, fragte zum Schein um Rat wegen eines kranken Schafes und kam nach manchem Hin- undherreden am Ende auch auf die Otterkönigin zu sprechen. Er war vor die rechte Schmiede gegangen. Der alte Meister wußte ganz genau Bescheid, wie man in den Besitz des Krönleins gelangen konnte, und hielt mit seiner Wissenschaft auch nicht hinter dem Berg.

„Wer der Otterkönigin die Krone rauben will,“ erklärte er, „hat nichts weiter zu thun, als vor der Höhle, darinnen sie wohnt, ein weißes Tuch auf den Boden zu breiten. Als bald kommt die Schlange, legt das Kleinod auf das Tuch und verschwindet wieder. Jetzt heißt's rasch zugreifen und so schnell wie möglich ein Wasser zu erreichen trachten. Denn sobald die Otterkönigin den Raub merkt, setzt sie mit furchtbarem Zischen dem Flüchtigen nach, und kann er sich nicht über ein Wasser retten, so ist er ein Kind des Todes. Gelangt er aber glücklich ans jenseitige Ufer, so kann ihm der Wurm nichts anhaben, und das Krönlein ist sein eigen.“

So erzählte der Schmied, und der Schäfer merkte sich Wort für Wort.

Einige Tage später saß das schöne Kind des Kohlenbrenners vor ihrer Hütte. Da kam plötzlich ihr Geliebter hastigen Laufs herbeigerannt, warf der Dirne einen kleinen, funkelnden Zackenreif in den Schoß und stürzte wie leblos zu Boden.

Wachthild schrie laut auf. Ihr Vater kam herzu, und ein Blick auf das Kleinod lehrte ihn, was vorgegangen sei. „Er hat der Otterkönigin das Krönlein geraubt,“ sprach er. Dann hob er den Bewußtlosen auf, trug ihn in die Hütte und mühte sich den Ohnmächtigen wieder zum Leben zu bringen. Es gelang, aber die ganze Nacht lag der

Arme fiebernd auf dem Blätterlager; erst am Morgen kam Ruhe über ihn.

Im Lauf des Tags erholte er sich vollständig und erzählte. Angst und Sorge wichen aus der Köhlerhütte, und Freude hielt ihren Einzug. Da lag das schwer errungene Schlangenkleinod vor den Liebenden, die Hand in Hand neben einander saßen

Am andern Morgen ging Wendelin in sein Dorf zurück. Den roten Stein vermied er wohlweislich.

Das Krönlein der Otterkönigin hatte zwölf Zinken, und zwölf blutrote Steine waren in den Reif eingefügt. Mechthild nahm es, als ihr Geliebter fort war, aus der Truhe, in der sie es geborgen hatte, und befestigte es im Haar. Das war



und Zukunftspläne machten. Das Krönlein können sie freilich nicht behalten, es muß zum Goldschmied in die Stadt wandern, aber dafür wird demnächst den Scheitel der schönen Mechthild die Brautkrone schmücken, und wenn der Hochzeitsjubel verrauscht ist, wird der Wendelin sein junges Weib in ein kleines, freundliches Haus führen, und sie wird das Feuer auf dem eignen Herd anzünden. — O Seligkeit, o Seligkeit!

freilich eine andre Bier als rote Vogelbeeren. Hätte sie nur auch sehen können, wie ihr der Schmuck stand, aber in der Köhlerhütte war kein Spiegelglas. Wenn Mechthild ihr bräunliches Angesicht schauen wollte, so lief sie zu einem lebendigen Brunnen, der unweit des Meilers aus dem schwarzen Waldboden quoll, und dahin ging sie auch jetzt. Sie beugte sich über die klare Flut und freute sich des leuchtenden Haarschmucks.

„Gelt, ich gefall' dir?“ sagte sie zu einem dicken Frosch, der am Rand der Quelle saß. Und der Frosch sprach: „Quak,“ sprang ins Wasser und tauchte unter, um der Fröschin auf dem Grund zu erzählen, welches Wunder er geschaut. Eine graugrüne Eidechse raschelte im Laub; sie hob den Kopf und betrachtete die geschmückte Magd mit neugierigen Augen. Dann huschte sie in ihre unterirdische Kammer und berichtete ihren Schwestern von der schönen Jungfrau mit dem Krönlein im Haar. Und die blauen Meisen kamen neugierig herangeschlattert, und das Goldhähnchen sträubte neidisch die Haube, als es das blihende Geschmeide auf dem Kopf der Dirne sah. Das Eichhorn lugte neugierig hinter dem Fichtenstamm hervor, und das Wiesel machte ein Männchen, um über die Waldkräuter hinweg nach dem gekrönten Mädchen zu schauen.

Trapp, trapp, kam's jetzt heran; vielleicht war es das Hochwild, angelockt vom Schimmer des Kleinods. Aber nein, Hirsche und Rehe treten nicht den Boden mit beschlagenen Hufen; das sind Krosse. Bunte Gewänder wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar, und fröhliche Menschenstimmen schlugen an das Ohr der Dirne. Sie sprang vom Brunnenrand empor und wollte dem Haus zufliehen, aber schon hielten die Reiter vor der Köhlerhütte. Es waren Herren in reichem Birschgewand und Damen in langwallenden Sattelkleidern, junge schlanke Falkner und härtere, wetterbraune Jäger.

Das Mädchen neigte sich tief. Der stattliche Herr auf dem Rotshimmel war der Graf, dem das Land zu eigen war, und die schöne Dame an seiner Seite war sein junges Gemahl.

Unterwürfig beantwortete Mechthild die Frage nach dem nächsten Weg zu dem vom Wasser durchflossenen Wiesengrund. Da fiel der Blick der Gräfin auf das Krönlein im Haar der Dirne, und überrascht rief sie aus: „Sag an, liebe Magd, wo hast du das seltne Kleinod her?“

Das Mädchen schwieg verlegen, aber der Köhler, der mittlerweile herangekommen war, gab die kluge Antwort: „Es ist ein altes Erbstück, gnädige Herrin, ein Stück Kriegsbeute, das mein Altvater aus Welschland heimggebracht hat. Gefällt es euren Augen, so nehmt es!“

Die Gräfin ließ sich das Kleinod reichen, und die Ehrenfräulein, die sie begleiteten, sahen mit neugierigen Blicken auf das köstliche Geschmeide.

„Das Krönlein muß ich haben,“ sprach die Dame und blickte ihren Eheherrn mit zärtlichen Augen an.

Der lächelte und löste einen schweren Bentel

vom Gürtel. „Nehmt das für die Krone,“ sprach er zu dem Köhler, „es ist Gold. Ihr thörichten Leute habt wohl nicht gewußt, was für einen Schatz eure Hütte barg?“

Die Fräulein befestigten die Krone mit zwei silbernen Nadeln auf der Sammethaube ihrer Herrin, dann gaben die Reiter den Pferden die Sporen, winkten grüßend dem Köhler und seiner Tochter zu und sprengten durch das Holz.

Bald hatten die Jäger den Wald hinter sich, und vor ihnen lag das weite Wiesenthal und der rote Stein. Der trüg dahin fließende Bach bildete hie und da Tümpel und kleine Teiche, die von Enten, Reihern und Wasserhühnern häufig besucht wurden. Die Falkner übergaben den Damen die Edelsperber, und aller Augen waren auf das Schilfrohr gerichtet, welches das Wasser umsäumte.

Und jetzt flog mit rauschendem Flügelschlag ein Silberreihher empor. Rasch nahm die Gräfin ihrem Federpiel die Kappe vom Kopf und gab ihm den Aufschwung. Kreischend stieg der Falke in die Höhe, bis er über dem Reiher schwebte. Dann stieß er herab, wick geschickt dem dreuenden Schnabel aus und faßte den Vogel mit den Fängen. Eine Zeit lang war ein wildes Ringen in der Luft, dann beschrieb beide eine Schraubenlinie, und mit klatschenden Flügeln fiel der besiegte Reiher in der Nähe des roten Steins auf den Wiesengrund.

Die Gräfin war zuerst an Ort und Stelle. Mit lustgeröteten Wangen sprang sie aus dem Sattel, um den Reiher aus den Fängen des Falken zu befreien und ihm den silbernen Ring, der ihren Namen trug, an den Ständer zu legen. Da schrie sie plötzlich laut auf und sank zu Boden.

Die Jagdgenossen eilten bestürzt herbei. Der Graf nahm sein junges Weib in die Arme und fragte besorgt, was geschehen sei. Sie aber jammerte laut und deutete auf ihren Fuß. Der Graf beugte sich nieder und sah den seidenen Strumpf von einem Blutstropfen gerötet. „Du hast dich an einem Dorn verlegt,“ sagte er lächelnd, „das hat nichts zu bedeuten.“ Die Dame aber wimmerte leis, ihre Schläfen fingen an heftig zu klopfen, und Totenblässe legte sich auf ihr Angesicht.

Der erschrockene Graf gab seine Befehle. Zwei Jäger mußten nach Ärzten reiten, er selbst hüllte die fiebernde Frau in seinen Mantel, nahm sie vor sich auf den Sattel und sprengte, gefolgt von den übrigen, mit verhängtem Zügel nach dem nächsten Dorf. Dort hieß er der Kranken ein Lager bereiten und harrete ängstlich auf die Ankunft der Ärzte.

Das Übel verschlimmerte sich von Stunde zu

Stunde. Der alte Schmied, der zu Rat gezogen wurde, befah die Wunde und meinte kopfschüttelnd, das sei nicht der Stich eines Dorns, vielmehr der eines giftigen Gewürms. Derselben Ansicht waren auch die später eintreffenden Ärzte. Sie sprachen lateinisch miteinander, zuckten die Achseln und thaten mit Salben und Tränken, was ihnen ihre Kunst vorschrieb. Aber es trat keine Besserung ein. Die Kranke wurde schwächer und schwächer, und als der Abendstern über dem Wald stand, lag sie bewußtlos auf dem Schmerzenslager. Draußen vor der Thür aber stand der Tod.

Unterdessen trieb Wendelin, der Schäfer seine Herde dem Dorf zu. Mechthild hatte ihm erzählt, daß die Gräfin das Schlangenkrönlein gekauft habe, und dann hatten sie die Goldstücke gezählt und über die Verwendung des Geldes Rat gepflogen. Wohlgemut schritt jetzt der Hirt vor seiner Herde her und blies sich ein Stücklein auf der Querpfeife.

Da versagte ihm plötzlich der Atem, und seine Haare sträubten sich. Aus dem Strauchwerk vor ihm ringelte sich die Otterkönigin und hob ihr kronenloses Haupt züngelnd empor.

„Steh, oder du mußt sterben!“ zischte ihm die Schlange zu, und der Arme stand und klammerte sich mit zitternden Händen an seinen Schäferstock.

„Horch auf, Gesell, was ich dir sage,“ sprach die Schlange. „Die Frau, die meine Krone trägt, ist dem Tod verfallen; ich habe sie in den Fuß gestochen. Aber ich hüte das Kraut, dessen Saft sie gesund macht. Folge mir, ich will dir das Heilfrant zeigen.“

Die Schlange glitt durch das Gras, und der Hirt folgte ihr mit klopfendem Herzen. Am roten Stein machte die Otter halt. Sie pflückte ein Kraut und reichte es dem Schäfer. Es war ein zartes Pflänzchen und glich einer gespaltenen Schlangenzunge.

„Nun eile,“ sprach die Otter, „so schnell du kannst, hinüber in das Dorf, wo die Kranke liegt, und träufle ihr einen Tropfen von dem Saft des Krautes auf die Wunde, so wird sie genesen. Als Lohn aber heische das Krönlein und bring mir's zurück! Das sollst du mir zuschwören.“

Zitternd schwor der Hirt, wie es die Otterkönigin verlangte, dann eilte er nach dem Dorf und ließ sich zu der Erkranken führen.

Die Gräfin lebte noch, aber ihr Atem ging schwach. Zu ihrer Rechten saß der Graf und hatte sein Gesicht in den Händen geborgen; zu ihrer Linken saß ein Priester und murmelte Gebete.

„Versuche deine Kunst,“ sprach der Graf zu dem Schäfer. „Gelingt dir die Heilung, so will ich dich reich machen.“

Da schickte der Hirt ein Stoßgebet zum Himmel und träufelte von dem Saft des Krautes einen Tropfen in die Wunde. Als bald schlug die Kranke die Augen auf und atmete tief. Dann hob sie ihr schönes Haupt aus den Kissen und blickte ihren Gemahl mit innigen Blicken an. Und von Stund an nahm das Fieber ab, und mit dem Morgenrot waren auch die Wangen der Gräfin wieder blühend wie zuvor, und alles Gebrest war von ihr gewichen.

Gern gab sie das Krönlein dem Schäfer, der sie geheilt hatte, und dieser, getreu seinem Schwur, trug es unverweilt zu dem roten Stein am Wasser, wo es die Otterkönigin in Empfang nahm.

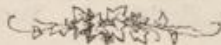
Auch der Graf hielt Wort. Er begabte den Ritter seiner Gemahlin mit einem stattlichen Hof, in welchen Mechthild bald als Hausfrau ihren Einzug hielt.

Ob die Otterkönigin noch unter dem roten Stein wohnt und ob sie ihr Krönlein noch trägt, das konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Der Bauernhof aber, den der Graf dem Schäfer geschenkt, steht noch heute und heißt der Schlangenhof.

Beschauliches. Von Johannes Trojan.



eh' ruhig deinem Ziel entgegen!
 Jedes Tagwerk trägt seinen Segen,
 Wenn Einer auch nicht gleich es sieht,
 Wo Segen aufgeht und wo er blüht.
 Was kann ein Mann zum Werke thun?
 Aus Freude schaffen, mit Sorge ruhn,
 Dem, was er macht, das Herz zuwenden,
 Bescheiden anfangen, mutig enden!
 Das andre liegt in andren Händen.



Ein Pilgerzug durch Mittelasien.

Von **Gerhard Stein.**

Mit Zeichnungen nach Angaben des Reisenden

Prof. Dr. **Hermann Bambéry.**

(Schluß.)



Etref (oder auch Atref), das seit dem Jahre 1863 zu den russischen Besitzungen in Asien gehört, das aber zur Zeit, als sich Dr. Bambéry dort aufhielt, ganz unabhängig war, bildete die Hauptstation des turkmanischen Sklavenhandels. Nach Etref wurden die persischen Gefangenen gebracht und dort so grausam gemißhandelt, daß sie den Verkauf in fremdes Land als eine Erlösung betrachteten, wenn sie und ihre Verwandten zu arm waren, um den geforderten hohen Preis für ihre Freilassung an die Turkmanen zu bezahlen.

Als unser Forscher in Etref anlangte, trat ihm das Oberhaupt namens Kulchan, ein älterer Mann mit einem unangenehmen Gesichte und finster blickenden Augen, anscheinend freundlich entgegen und lud ihn ein, seine Gastfreundschaft anzunehmen. Widerwillig folgte Bambéry dieser Einladung, sein Wirt wollte ihm gar nicht gefallen. Kulchan begleitete den Gast bis zum Zelte, ließ diesen eintreten und blieb selbst draußen zurück. Der Forscher hörte dann ein geheimnisvolles Wispern und Zischeln, das sich allmählich zu einem ziemlich heftigen Streit steigerte. Er hörte jetzt deutlich seinen Namen nennen, und es wurde ihm ganz unbehaglich zu Mute. Immer mehr kam er zur Erkenntnis der Gefahr, in die er sich gestürzt hatte. Er war keinen Augenblick seiner Freiheit, ja seines Lebens sicher. Sobald diese fanatischen Mohamedaner zur Überzeugung gelangt waren, daß der Hadschi Reschid doch ein Europäer sei, wäre er des Todes gewesen oder hätte von großem Glück sagen können, wenn man ihn nur als Sklave verkauft haben würde. Aus dem Streite, der jetzt immer lauter wurde und aus dem er die Stimmen seines Wirtes und des bereits genannten liebenswürdigen Priesters von Gömüschtepe unterschied, entnahm er, daß ihn ein furchtbares Los, das der Sklaverei bedrohe. Er fing schon an sich mit dem entsetzlichen Gedanken vertraut zu machen, als der Priester mit freudestrahenden Mienen ins Zelt trat und ihm mitteilte, daß er den schweren Verdacht von ihm abgewendet habe.

Einige Stationen hinter Etref, am Rande der turkmanischen Wüste sollte endlich nach neuerlicher

Verabredung, die Vereinigung der ganzen Karawane vor sich gehen. Als Bambéry, nachdem er das Zelt Kulchans leichten Herzens verlassen, mit einigen Hadschis zur Hauptkarawane stieß, war er nicht wenig verwundert, beim Karawanenführer einen kalten und abstoßenden Empfang zu finden. Das hatte er wiederum dem Verrate Emir Mohameds zu verdanken. Gleichzeitig richteten sich aller Blicke auf den Europäer, der, kaum einer Gefahr entronnen, im Moment nicht mehr wußte, was er hier beginnen sollte. Der allzeit getreue Hadschi Bilal aber, geriet über diesen neuen Streich Emir Mohameds derart in Zorn, daß er laut ausrief: „Dieser elende Afghane äußerte schon früher, daß unser Hadschi Reschid, der im Koran und Arabischen sein Lehrer sein könnte, ein verkappter Frenge (Franke, Europäer) wäre, obgleich ich ihm versicherte, daß wir ihn aus den Händen des Gesandten unseres großen Sultans empfangen hatten. Er beharrt in seiner Lästerung und hat auch dem Kervanbaschi (Karawanenführer) den Kopf verdreht. Aber er wird es bereuen, in Chiwa werden wir ihn lehren, was das heißt, einen frommen Mohamedaner für einen Ungläubigen anzugeben.“ Diese Rede rief eine vollständige Umstimmung hervor. Alle ergriffen die Partei Bambérys, und auch der Karawanenführer wurde wieder freundlicher, obgleich sein Verdacht nicht völlig geschwunden war. Emir Mohamed that aber auch das seinige dazu, um das Mißtrauen rege zu erhalten. Er erzählte dem Karawanenführer, daß vor einigen Jahren ein Europäer in einem Teile Afghani- stans sich aufgehalten und dort viele Notizen und Zeichnungen von Städten und Festungen gesammelt habe. Bald darnach seien die Ingilis (Engländer) gekommen und hätten diese Städte und Festungen belagert. Der Afghane machte darauf aufmerksam, daß der verdächtige Hadschi Reschid gleichfalls viele Notizen schreibe und daß dieses Gebaren nicht dem Wesen eines Hadschi entspreche. Darauf erklärte der Karawanenführer, daß er Bambéry um keinen Preis mehr mitnehmen wolle. Die Gesellschaft besand sich bereits eine weite Strecke in der Wüste, und diese Stockung der Reise rief allgemeine Aufregung hervor. Die Hadschis bestürmten wiederholt

den Führer, sich nicht an die Worte des Verleumders zu kehren. Vergebens, der fanatische Mann bestand hartnäckig darauf, den verdächtigen Reisegefährten in der Wüste zurück zu lassen. Da trat der ehrwürdige Bilal vor und beschwor den Führer im Namen Allahs, nicht so unmenschlich zu handeln. Das half schließlich. Als frommer Mann durfte er nun nicht mehr so hartnäckig widerstehen. „Gut“ sagte er, „ich will Reschid mitnehmen, aber er muß sich vorerst untersuchen lassen, ob er keine Zeichnungen oder hölzerne Federn (Bleistifte), wie die Ungläubigen zu haben pflegen, bei sich führe.

Aller Augen richteten sich jetzt gespannt auf den Europäer. Der Karawanenführer schritt indes auf ihn zu, um die Untersuchung vorzunehmen. Einen Augenblick stand unserem Forscher das Herz still vor Entsetzen. Er tastete halb unbewußt nach der Stelle seines Kleides, wo er einige Bleistifte und seine Notizen verborgen hielt, gleichsam um sich zu versichern, daß sie niemand sehe. Wenn man sie jetzt entdeckte, wäre er sogleich ein Kind des Todes gewesen. Dieser Gedanke, der ihn sofort nach der Rede des Führers durchzuckte, stand in seiner ganzen Gräßlichkeit vor seinem Geiste. Aber nur eine Sekunde dauerte sein Schwanken, der drohende Tod stößte ihm den Mut der Verzweiflung ein. Stolz erhob er das Haupt, und mit der Miene eines Mannes, den man in tiefster Seele beleidigt hat, rief er mit entrüsteter Stimme dem Führer zu, daß jener ein gottloser, ungläubiger Mann sei und die Religion verlege, indem er sich an einen Derwisch vergreifen wolle. Und durch die eigenen Worte sicher gemacht, hielt er im zornigen Tone eine große Rede, die er mit vielen Sprüchen aus dem Koran würzte; seine Rede wurde zur Strafpredigt, wie sie die Ulemas (Priester) oft in den Moscheen halten. Der Eindruck seiner kräftigen Worte war tiefer, als unser Forscher gehofft; nach einer solchen geistlichen Predigt zweifelte selbst der Führer nicht mehr, daß der Verdächtige wirklich ein Derwisch sei. Von diesem Augenblick an, hatte Bambergy Ruhe, aber Notizen durfte er, schon der Vorsicht halber, nicht mehr machen.

Waren die Sorgen wegen des neu aufgetauchten Verdachtes für den Moment beseitigt, so stellten sich inzwischen andere Gefahren ein. Der Weg durch die Wüste war lang und schrecklich ermüdend für Menschen und Tiere. Die Hitze sog das Wasser aus den Schläuchen, und was in denselben zurückblieb, war eine lehmige übelriechende Masse. Die Karawane litt furchtbar an Durst und mußte selbst mit dem schlecht schmeckenden Schlamm in den

Schläuchen sparsam umgehen. Dazu kam noch, daß sich der Führer eines Abends vom Schlaf übermannen ließ und die Gesellschaft den Weg verfehlte. Sie geriet im dunkeln plötzlich in einen Salzsumpf, der, mit einer weißen Kruste bedeckt, sich äußerlich nicht vom harten Boden unterschied. Mit einemmale verlor ein Teil der Karawane den sicheren Boden unter den Füßen, und Mensch und Tier rutschten und bewegten sich, wie in einem schwanken Nachen, indem sie immer tiefer in den Sumpf gerieten. Noch einige Schritte weiter und die Gefährdeten hätten ihr Grab in der turkmanischen Wüste gefunden. Nun aber befahl der Führer, auf dem gefährlichen Punkte im Sumpfe stehen zu bleiben und keine Bewegung zu machen, bis die Morgenröte anbräche. Die Bedrohten mußten sich fügen und mehrere Stunden lang regungslos verharren, trotzdem die aus dem Sumpfe aufsteigenden Dünste das Atmen fürchterlich erschwerten. Der Morgen brachte endlich Befreiung. Mit unsäglicher Anstrengung arbeitete man sich aus dem Sumpfe heraus, und die Reise mußte trotz der Müdigkeit und Schwäche, fortgesetzt werden. Aber mit jedem Schritte, den die Reisenden in der Wüste machten, vermehrte sich die Qual des Durstes. Nach zehntägigem Marsche war selbst der letzte Tropfen Wasser getrunken, und allen Mitgliedern der Karawane sanken die Kräfte vor Hitze und Durst. Da kündigte der Führer an, daß man sich einer verlassen Station näherte, wo sich das Grab eines Heiligen befände. Die armen Hadschis, unser Dr. Bambergy an der Spitze, mußten nun ihrem Charakter gemäß dem Grab zueilen und mit ausgetrockneter Kehle eine volle Stunde lang Koranstellen und Gebete laut hersagen, um den Heiligen zu ehren. Als auch diese marternde Pflicht gethan war, verbreitete sich die Nachricht, daß ein Brunnen in der Nähe gefunden sei. Sofort stürzte alles mit lechzendem Gaumen auf den Brunnen zu, jeder wollte zuerst mit der Hand schöpfen; das Wasser fühlte sich eiskalt an, schon wollten die Armen begierig schlürfen, aber o Marter: das Wasser war so übelriechend, so gefalzen, daß man keinen Tropfen hinunterbringen konnte. Der Brunnen mußte aufgegeben werden, und es ging dann weiter in ermüdetem und ermüdendem Schritt bis zum nächsten Mittag. Die Karawane war inzwischen auf lehmigen Boden geraten, der Führer hoffte zuversichtlich, bald auf einen Brunnen zu stoßen. Da entdeckte sein scharfes Auge wirklich einen kleinen See, und er zeigte dies der Gesellschaft an. Wasser! Wasser! schrie alles freudig. Der Müdigkeit vergessend, stürzte jeder auf den See zu, und nach einer Viertelstunde saßen die Erquickten in so

froher Laune beisammen, als hätten sie nie bittere Sorgen empfunden.

Noch eine kurze Wanderung und die Reisenden waren im Gebiete von Chiwa. Ehe sie den Rand der Wüste zwischen Gömüschtepe und Chiwa überschritten, wurde in einer Oase, nach dem mohamedanischen Geseze, eine gründliche Waschung und Reinigung des Körpers vorgenommen, und Bilal sprach das Dankgebet für den glücklichen Wüstenmarsch. Nachdem das Amen gesprochen war, wobei jeder seinen Bart berührte, ging es in freudiger Stimmung weiter, und bald befand man sich in

zige Gnade darin bestand, daß er jene zu Sklaven machte. Dieser Fürst hatte früher oft Gelegenheit gehabt, Europäer zu sehen, und es stand zu erwarten, daß er beim Anblick Bamberys Verdacht schöpfen würde. Aber dem unerschrockenen Gelehrten sank nicht der Mut, er hoffte durch Geistesgegenwart und angemessenes Benehmen sich auch hier aus der Schlinge zu ziehen. Er hatte schon in Konstantinopel gehört, daß ein angesehenener Chiwaer namens Schükruallah Bey zehn Jahre lang als Gesandter am Hofe des Sultans in Konstantinopel gelebt habe, und da Bambery die meisten Würdenträger



Lebbad, Sandsturm in der Wüste. (Text hierzu Seite 51.)

einem kleineren Örtchen, wo man einige Stunden rastete. Besonders gut erging es hier den Hadjis, da die frommen Einwohner den Pilgern Fleisch und Nahrungsmittel zubrachten, so daß die leeren Säcke wieder gefüllt werden konnten. Nach kurzer Ruhe wurde der Marsch fortgesetzt, und ehe zwei Tage verflossen waren, stand die Karawane vor den Thoren von Chiwa.

Groß waren die Gefahren gewesen, in die sich unser Forscher bisher aus Wissenstrieb gestürzt hatte, aber in Chiwa steigerten sie sich noch. Der Chan (Fürst) von Chiwa war weit und breit bekannt als ein blutdürstiger Tyrann, der keines verdächtigen Fremden Leben schonte und dessen ein-

der Türkei und die türkischen Verhältnisse genau kannte, so beschloß er, zu Schükruallah hinzugehen und sich diesem dreist als einen Bekannten aus Konstantinopel vorzustellen. Wenn Schükruallah erklären sollte, ihn nicht zu kennen, so war Bambery gefaßt, ihm ruhig zu erwidern, daß er sich seiner vielleicht nicht mehr erinnere, daß sie aber trotzdem Bekannte seien. Diese Handlungsweise, unter anderen Umständen gewiß nicht zu billigen, entschuldigte er bei sich, weil die gesteigerte Gefahr ihn zu diesem gewagten Spiel trieb.

Schon am Thore von Chiwa begegnete Bambery eines der Abenteuer, die er bereits gewohnt zu werden begann. Als die Karawane in die Stadt

einziehen wollte, trat der Thorwächter dem Führer entgegen mit der Frage, welche Art von Leuten er anführe. Da rief der Afghane Emir Mohamed: „Wir haben nach Chiwa viele Vierfüßler und einen sehr interessanten Zweifüßler mitgebracht,“ worauf er auf den Europäer deutete. Da zahlreiche Einwohner, welche den Hadschis entgegengingen, diese Worte hörten, blickten alle sogleich zu Bambéry hinüber, und es ging ein Geflüster unter den Leuten, aus dem man deutlich die Worte: Ein Spion! Ein Franke! Ein Russe! heraus hören konnte. Schon begann das Volk unruhig zu werden und drohende Geberden anzunehmen. Aber diesmal war es ein Hadschi, der aus der Not half. In warmen Worten beteuerte er den Chiwaern, daß der Verdächtige ein frommer Derwisch sei, den der schlechte Afghane nur beleidigen und zu Grunde richten wolle. Und die frommen Einwohner, welche sich über die Ankunft der Pilger freuten, schenkten dem berebten Hadschi mehr Glauben als dem Afghanen und ließen den Angeeschuldigten unbelästigt und ungehindert in die Stadt einziehen.

Der erste Gang Bambérys in Chiwa war zu dem bereits erwähnten Schükrollah Bey. Dieser, ein lebenswürdiger alter Mann mit freundlichen einnehmenden Gesichtszügen, war nicht wenig verwundert, als sich ihm ein in Lumpen gekleideter Hadschi als Bekannter vorstellte. Doch der kluge Europäer hatte richtig gerechnet. Schükrollah Bey konnte sich zwar nicht entsinnen, den Hadschi Reschid je gesehen zu haben, war aber dagegen sehr erfreut, Nachrichten aus Konstantinopel und über seine dortigen Freunde zu erhalten. Schükrollah bot dem Reisenden seine Gastfreundschaft und seinen Schutz an, allein Bambéry hielt es für ratsam, mit seinen Hadschi-Gefährten in einem großen Quartier gemeinsam zu wohnen. Nachdem Schükrollah dem Hadschi Reschid noch versichert hatte, daß er ihm jederzeit seine Hilfe und seine Fürsprache schenken werde, begab sich unser Gelehrter in sein Absteigquartier. Als er dort eintraf, erfreuten ihn die treuen Hadschis mit der Nachricht, daß der elende Afghane sich habe unter den Flüchen und Beschimpfungen der Pilger und des Volkes zurückziehen müssen und es wohl nicht mehr wagen werde, seine Beschuldigungen zu wiederholen.

Wie zu erwarten stand, hatte der Chan von Chiwa, von dem Vorgang am Stadthore erfahren und beauftragte einen seiner Offiziere, ihm den vielgenannten Hadschi vorzuführen. Schükrollah Bey war aber inzwischen auch nicht müßig gewesen. Da er ahnte, daß seinem Schützling große Gefahr

drohe, begab er sich noch an demselben Tage zum Chan und erzählte ihm, daß ein Esendi, den er schon in Konstantinopel kennen gelernt, als Hadschi heute angekommen sei. Er bat schließlich den Fürsten, diesen Hadschi Reschid freundlich zu empfangen. Allein während Dr. Bambéry hier einen Freund gefunden hatte, erstand ihm gleichzeitig ein mächtiger Gegner. Der gegenwärtige Minister des Fürsten war dem Schükrollah Bey, welcher früher gleichfalls Minister war, feindlich gesinnt. Wenn Schükrollah etwas beim Chan oder in der Stadt befürwortete, war es sicher, daß der Minister dagegen Widerspruch erhob. Da er nun wußte, daß Schükrollah den verdächtigen Hadschi unter seinen besonderen Schutz genommen, so suchte er, so weit er konnte, den Chan gegen den Fremden mißtrauisch zu stimmen.

Als der Offizier an Dr. Bambéry die Aufforderung richtete, sich dem Chan vorzustellen, machte sich der mutige Forscher auf eine gefährvolle Stunde gefaßt. Er versprach Gehorsam zu leisten und am nächsten Tage zu kommen. Der schwere Morgen brach heran und Bambéry begab sich zeitig zu seinem Freund Schükrollah mit der Bitte, ihn zum Fürsten zu begleiten. Der ehrliche Alte war sofort dazu bereit, und beide schlugen den Weg zum Palast des Chan ein.

Im Vorhof der fürstlichen Burg waren zahlreiche Bittsteller versammelt. Als die beiden Männer vorbeikamen, flüsterte man sich zu: „Das ist der Hadschi aus Konstantinopel,“ und Bambéry entnahm aus dieser Äußerung, daß sich die Leute für ihn mehr interessierten, als ihm lieb war. Jetzt trat auch der Minister heran. Unser Forscher ging dreist auf ihn zu und begrüßte ihn freundschaftlich, wie es ein Derwisch thun darf. Der Minister musterte den Fremden mit prüfendem Blick und meinte ein wenig spöttisch, daß in Konstantinopel auch die Derwische eine feine Bildung zu haben scheinen. Dann fügte er hinzu, daß der Fürst ihn (den Hadschi) sprechen wolle und daß es gut wäre, wenn dieser einige Zeilen vom Sultan vorweisen könnte. Dr. Bambéry zeigte nun seinen Paß vor, den der fürstliche Ratgeber an sich nahm.

Mittlerweile hatte sich Schükrollah zum Chan verfügt und ihm die Ankunft des interessanten Hadschi gemeldet. Auch der Minister ließ jetzt den Fremden allein und begab sich mit dem Paß in der Hand zum Fürsten. Nach einigen Minuten traten zwei Offiziere aus dem Audienssaale, ergriffen mit ehrfurchtsvollen Geberden den Gelehrten an den Armen und führten ihn in das Innere des Palastes hinein.

In einem geräumigen Saale saß der Chan von Chiwa auf einer terrassenförmigen Erhöhung. In der Rechten hielt er ein goldenes Scepter, während sich die Linke auf ein rotseidenes Polster stützte. Es war ein Mann von etwa 45 Jahren, mit einem abstoßenden, harten Gesichte und eingesunkenen matten Augen. Dr. Bambéry sah sogleich ein, daß die leiseste verdächtige Bewegung vor diesem Manne seinen sofortigen Untergang zur Folge haben müsse. Er war sogleich entschlossen, den fanatischen Derwisch zu spielen, um im Kopfe des Fürsten gar keinen anderen Gedanken aufkommen zu lassen. Er begann demnach sogleich, als er in den Saal eintrat, laut einige Gebete herzusagen, indem er die Hände zum Segen erhob. Nachdem er mit den Gebeten fertig war, recitierte er mehrere Stellen aus dem Koran und schloß seine Worte mit Amen und Bartstreichen. Als nun der Fürst sah, daß sich dieser Hadschi in gar nichts von jedem anderen unterschied, richtete er an denselben die gewöhnlichen Fragen, die er immer an die Derwische zu richten pflegte. Dann aber stieg wieder ein leiser Verdacht im Fürsten auf, und er fragte Bambéry über den Zweck der Reise und über den Eindruck, den Chiwa auf ihn hervorbringe. Der Gelehrte aber stellte sich recht einfältig und antwortete, daß er viel gelitten habe, aber jetzt reichlich entschädigt sei durch die Schönheit Chiwas. Schließlich wollte der Fürst wissen, ob der Hadschi genügend mit Geldmitteln versehen sei. Dieser antwortete, daß er auf irdische Güter verzichte und nur den Wunsch habe, die Gräber der Heiligen in Chiwa zu besuchen, er wünschte, wie üblich, Allah möge seine Majestät den Fürsten 120 Jahre leben lassen.

Die Antworten des Hadschi schienen den Fürsten vorläufig befriedigt zu haben, er gab den Befehl, dem frommen Mann zwanzig Dukaten und einen starken Esel anzuliefern. Das Geld lehnte Bambéry ab, weil es sich für einen Hadschi nicht geziemt, nach Gold zu streben, dagegen war er für den Esel und für die Huld des Fürsten sehr dankbar. Nun forderte der Chan den Reisenden auf, während seines Bleibens in Chiwa sein Gast zu sein, was der Forscher klugerweise bescheidenlich ablehnte. Er sprach noch das Schlußgebet mit dem Amen und dem unvermeidlichen Bartstreichen und entfernte sich aus dem Audienzsaale. Im Vorhofe atmete er befreit auf, er mußte sich sagen, daß er diesmal seine Rolle wieder sehr gut gespielt habe. Als die Außenstehenden den Hadschi ganz heil und unverfehrt aus dem Palaste treten sahen, grüßten sie ihn alle ehrfurchtsvoll und baten um seinen Segen.

Deutsche Jugend. XXII.

Bambéry begab sich rasch in sein Quartier zurück, froh, die so gefährliche Prüfung überstanden zu haben.

Allein die ersehnte Ruhe sollte ihm nicht sobald werden, wie er gehofft hatte. Kaum war die Audienz zu Ende, als er den Besuch zahlreicher Ulemas (Theologen) von Chiwa bekam, die von ihm entweder Auskunft über die Verhältnisse in Konstantinopel, über das Aussehen des türkischen Sultans und seiner Ratgeber oder Belehrung über allerlei religiöse Fragen verlangten. Dann drängten sich viele Einwohner an ihn heran, mit der Bitte, vom bevorzugten Hadschi die Fatiha (Segen) oder Nefes (heilenden Hauch) zu empfangen. Zwar wurde er für Fatiha und Nefes reichlich belohnt, aber die vielen Besuche waren lästig und gefährlich zugleich, und er wünschte schon sehnlichst, die Stadt zu verlassen. Das sollte aber nicht so schnell geschehen. Es fand sich vorderhand keine Karawane, welche den Weg nach dem nächsten Ziel Bochara nahm, und so mußte man vorläufig hier verbleiben.

Kaum waren einige Tage nach der ersten Audienz verstrichen, als unser Hadschi abermals den Befehl erhielt, vor dem Fürsten zu erscheinen. Dieser Befehl geschah auf Veranlassung des Ministers, der nicht versäumt hatte, den Fürsten wiederum mißtrauisch zu machen. Diesmal war der Gang durch den Vorhof nicht so unbedenklich, wie vor mehreren Tagen. Statt der Bittsteller befanden sich dort viele bedauernswerte Kriegsgefangene, die ihrer Hinrichtung entgegen sahen. Dr. Bambéry wurde diesmal sogleich vorgelassen und fand den Chan in großer Gesellschaft. Der Fürst sah heute noch unheimlicher und drohender aus, als das erstemal. Dr. Bambéry that, als wenn er die finstere Miene des Chans nicht bemerke, und recitierte laut seine Gebete und Segensprüche. Kaum war er damit fertig, so befahl der Fürst einem Diener, Schreibzeug und Pergament zu bringen. Ein kalter Schauer durchlief den Körper des Europäers, er befürchtete das schlimmste. Als der Diener das Verlangte brachte, herrschte der Chan den Hadschi an mit den Worten: „Ich habe gehört, daß du ein gelehrter Esendi seist, wenn das wahr ist, so zeige mir, was du kannst und ob du wie ein echter Esendi einen guten Stil schreibst.“ Zaghast ergriff Bambéry die Feder und brachte folgende Zeilen aufs Pergament: „Majestätischer, mächtiger, furchtbarer König und Herr! Der in deine königliche Huld getauchte, ärmste, niedrigste Diener (Reschid), hat vor Augen das Sprichwort: Alle Schönschreiber sind Narren. Er hat sich bis heute mit kalligraphischen Studien nur wenig abgegeben, und eingedenk des

Sprichwortes: Jeder Fehler, der dem König gefällt, ist eine Tugend, — hat er es gewagt, diese Zeilen unterthänigst einzureichen.“ — Die großen Titulaturen gefielen dem Chan außerordentlich und schienen ihn endlich zu überzeugen, daß der Hadjschi wirklich verleumdet sei. Er entließ Bambery wieder gnädig mit dem ausdrücklichen Befehl an die Dienerschaft, dem frommen Manne täglich so viel Geld auszuzahlen, als er zu seinem Unterhalte bedürfe.

Endlich war auch die Zeit des Ausbruches herangekommen. Dr. Bambery machte seinem Freund Schükrullah Bey den letzten Besuch und unterrichtete ihn vom Ziele seiner Reise. Schükrullah der inzwischen sehr viel Sympathie für den Fremden gewonnen hatte und auch erriet, daß dieser Hadjschi wirklich ein Europäer sei, bat ihn, von seinem gefährlichen Vorhaben abzustehen und von Chiwa gleich nach Persien zurückzukehren. Doch auch diesmal ließ sich der wissensdurstige Forscher nicht umstimmen. Schükrullah sah, daß seine guten Worte vergebens seien, und nahm herzlichen Abschied von dem Fremden, dem er den besten Erfolg wünschte.

Als die Karawane sich wieder in Bewegung setzte, sah man erst, welchen wohlthätigen Einfluß der Aufenthalt in Chiwa auf die Hadjschis ausgeübt hat. Die Bewohner von Chiwa hatten sich so mildthätig erwiesen, daß jeder Hadjschi neue Kleider, frischen Proviant und wieder reichlich Geld besaß. Auch Bambery war mit allen nötigen Dingen gut ausgestattet, er besaß noch dazu einen Esel, der ihm als Eigentum angehörte. Die fromme Bevölkerung begleitete die Karawane bis über die Thore der Stadt hinaus und kehrte erst nach endlosen Umarmungen und Segenspendungen zurück. Einige Meilen hinter Chiwa mußte der Dyrus überschiffet werden, was sehr viele Zeit und Mühe in Anspruch nahm, da die Nebenarme des großen Flusses zahlreiche Sandbänke zeigten und Menschen und Tiere jeden Augenblick aussteigen mußten, um das Schiff flott zu machen. Es war eine schwere Arbeit, die Kamele und Esel zu bewegen, das seichte Flußbett zu betreten, und dann dazu zu bringen, aus dem Wasser wieder in das Schiff zu steigen. Schließlich war auch die Flußüberfahrt überstanden, und die Karawane marschierte dem Städtchen Schurachan zu. Am Tage, als die Hadjschis in Schurachan eintrafen, war gerade dort Markt, und unser Forscher war erstaunt über das Bild, das sich ihm darbot. Alle Marktbesucher, Käufer und Verkäufer, Männer und Frauen waren zu Pferde und schlossen auch reitend ihre Geschäfte ab. Einen eigentümlichen

Anblick gewährte es, wie die Frauen, welche Kumys (Kamelsmilch) zu verkaufen hatten, den Käufern das Getränk so geschickt aus den Schläuchen in den offenen Mund gossen, daß kein Tropfen zur Erde fiel.

Die Karawane hatte beschlossen, einen häufig besuchten Weg längs des rechten Ufers des Dyrus einzuschlagen. Man hätte dann noch zwei Tage lang die Wüste durchziehen müssen. Als sich nun die Reisenden einige Meilen hinter Schurachan befanden, traten ihnen plötzlich drei nackte Männer entgegen, die ihnen zuriefen: „Um Gotteswillen, fliehet! fliehet! oder verbergt euch, denn in einigen Stunden müßt ihr den Räubern begegnen, und sie werden euch, wenn ihr auch alle fromme Pilger seid, ganz nackt ohne Tiere und Nahrung in der Wüste zurücklassen, denn der ungläubige Tefke-Turkman ist zu allem fähig!“ Sie erzählten dann rasch, daß diese räuberischen Tefke-Turkmanen 150 an der Zahl seien, und daß sie die Einwohner mehrerer in der Nähe belegenen Stationen schon geplündert hätten. Man mußte entweder einen anderen Weg wählen, oder rasch zurückkehren. Es wurde längere Zeit beraten und hin- und hergestritten, bis man sich schließlich entschied, der Sicherheit wegen einen allerdings unbequemen Weg einzuschlagen, aber doch vorwärts zu gehen, und zwar wählte man den Marsch über die weite Chalata-Wüste. Wie schwer den armen Wanderern, die erst vor kurzem alle Schrecken der Wüste überstanden hatten, dabei zu Mute war, kann man sich denken. Rasch wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen, die Schläuche mit Wasser gefüllt, und der Zug bewegte sich der Sandwüste zu.

Der Karawanenführer berechnete, daß der Wüstenmarsch sechs Tage dauern würde. Man glaubte auf etwas mehr als vier Tage mit Wasser versehen zu sein und hoffte die anderthalb wasserlosen Tage glücklich zu überstehen. Aber das wohlschmeckende Dyruswasser verschwand schneller, als man geglaubt hatte. Die sengende Hitze des Tages, die langen Märsche verursachten unsagbaren Durst, und auch die Sonne sog einen Teil des Wassers aus den Schläuchen auf. Rasch war daher der größte Teil des vorhandenen Wassers ausgetrunken, und diejenigen, die in ihrem Schlauch noch etwas hatten, hüteten ihr Besitztum mit größter Angstlichkeit, da es sich thatsächlich um Leben und Sterben handelte. Inzwischen forderten Hitze und Anstrengung ihre Opfer. Zwei Reisegefährten, denen das Wasser ausgegangen war, erkrankten und mußten zum Weitertransport auf den Kamelen festgebunden werden. Ehe man noch eine Station erreichte, wo man Wasser zu finden hoffte, wurde der eine Kranke vom Tode hingerafft. Und

als man endlich bei der Station anlangte, fand man den Brunnen völlig vertrocknet. Schon drei Tagereisen hatte man im Sande zurückgelegt; endlich hoffte man festen Boden zu erreichen. Aber der Führer hatte sich getäuscht; der Sand wollte kein Ende nehmen. Auch die Tiere wurden immer matter und konnten nur schwer vorwärts getrieben werden. Bambery, der vorsichtiger Weise sehr sparsam mit seinem Wasser umging, erlitt schrecklichen Durst. Er hatte noch etwa sechs Gläser von dem kostbaren Naß im Schlauche und wollte mit diesem Reste des in der Wüste so seltenen Elementes recht haushälterisch sein.

Führer auf eine sich nähernde eigentümlich aussehende Staubwolke aufmerksam und befahl mit zitternder Stimme den Reisenden, schleunigst von den Kamelen zu steigen. In größter Bestürzung folgte alles diesem Befehle, gleichzeitig knieten die Tiere unter erschreckenden Gebrülle nieder, streckten die langen Hälse auf den Boden und suchten die Köpfe im Sande zu verbergen. Es war der Tebbad, der Sandsturm der asiatischen Wüsten, der jetzt mit Gewalt herannahte. Die Menschen suchten hinter den Tieren Schutz. Kaum waren die Reisenden niedergekniet, als der Sturm mit gewaltigem Getöse



Einzug des Emirs in Samarkand. (Text hierzu Seite 53.)

Da wurde plötzlich bemerkt, daß seine Zunge bereits ganz schwarz zu werden anfing, ein Zeichen beginnender gefährlicher Erkrankung. Er glaubte sich vor dieser Gefahr dadurch retten zu können, daß er den ganzen Wasservorrat auf einmal austrank, aber dieser Versuch schädigte ihn nur. Nach dem Genuße des Wassers fühlte er einen heftig brennenden Schmerz im Munde und auf der Stirne. Am nächsten, fünften Tage wurden die Schmerzen noch brennender. Er fühlte langsam seine Kräfte schwinden. Aber schon sah man in der Ferne Gebirge aufsteigen und hoffte nun bald aus dem Bereiche des Sandes zu kommen. Noch ein schmaler Wüstenraum trennte die Karawane vom harten Boden. Da machte der

herankam, ungeheure Massen heißen Sandes mit sich führend. Zum Glück lagerte dieser entsetzliche Sturm, eine nur zwei Fuß dicke Sandschicht auf Menschen und Tieren ab. Die ersten niederfallenden Sandkörner brannten wie glühende Funken, während die folgenden weniger schmerzhaft empfunden wurden. Während des Sturmes war die Luft schwer und drückend und beengte sehr das Atmen. Aber endlich war auch der Tebbad vorüber, und die Reise konnte, wenn auch unsäglich mühevoll, fortgesetzt werden. Hätte der Sturm die Karawane sechs Meilen tiefer in der Wüste erreicht, so wäre der ganze Zug, Menschen und Tiere, ein Opfer der mörderischen Einöde geworden.

Inzwischen verschlimmerte sich der Zustand Bamberys immer mehr. Er konnte nicht mehr aufrecht sitzen und mußte auf das Kamel gebunden werden. Bald darauf verlor er die Besinnung. Als er wieder zum Bewußtsein erwachte, befand er sich in einer Hütte und sah zwei fremde Männer um sich, die sich Mühe gaben, ihm erfrischendes Wasser einzufüllen. Es waren persische Sklaven, die hier am Rande der Wüste, entfernt von einer bewohnten Station, Schafe hüteten. Sie waren nur mit sehr wenig Lebensmitteln und Wasser versehen, damit sie keinen Versuch wagen konnten, durch die Wüste zu entfliehen. Die guten Menschen gaben der Karawane von dem Wenigen, was sie hatten, und diese konnte jetzt mit frischeren Kräften ihren Weg zu einer bald erreichbaren Station fortsetzen. Das Schlimmste der Reise war überwunden; noch eine eintägige Wanderung und die Karawane hielt ihren Einzug in der Hauptstadt Bochara. Auch in Bochara war man auf die Ankunft der Hadschis vorbereitet. Auch dort wußte man, daß sich unter den frommen Männern einer befinde, der überall die Aufmerksamkeit auf sich ziehe und der vom Chan von Chiwa mit Auszeichnung behandelt worden war. Als die Reisenden in die Stadt einzogen, wurden sie vom Volke und von dem ersten Minister des Fürsten von Bochara empfangen. Der Fürst selbst war nicht in der Stadt anwesend, da er auf einem vor kurzer Zeit unternommenen Kriegszug gegen einen feindlichen Stamm begriffen war. So war der Minister jetzt der allmächtigste Mann in der Residenz und konnte nach eigenem Gutdünken schalten und walten.

Es ist bekannt, daß Bochara die schönste Stadt des Orients ist. Die Einwohner jedoch sind von einem außerordentlichen Fanatismus befeelt, der von ihren Priestern geschürt wird, welche sich für die heiligsten Männer des Islam halten. Aber so gebetsüchtig, so fanatisch auch diese Menschen sind, fehlt ihnen doch die beste Eigenschaft der Frömmigkeit, die Herzensgüte und die Gastfreundschaft. So trägt der fromme Glaube der Einwohner von Bochara den Charakter der Heuchelei an sich, und hierin stehen sie in einem schlimmen Gegensatz zu den Einwohnern von Chiwa, die sich zwar nicht für heilig halten, dafür aber umso bessere Menschen sind. Bochara war schon vor Ankunft Bamberys mehrmals der Schauplatz schrecklicher Ereignisse für Europäer gewesen. Einige Engländer, die sich in die Stadt gewagt hatten, waren grausam ermordet worden. Seitdem waren die Einwohner Bocharas mit den Priestern an der Spitze umso mißtrauischer, wenn Fremde mit verdächtigem Aussehen die Stadt besuchten.

Dr. Bambery bekam dieses Mißtrauen im vollsten Maße zu fühlen. Er wurde mit einer Menge von Spionen umgeben, die ihn fortwährend belästigten und ihn durch ihre schlaunen Fragen in Verlegenheit zu bringen suchten. Bald sprachen sie stundenlang von der Ermordung der Ingilis (Engländer), bald von der Politik der russischen Regierung und bald brachten sie ihm europäische Schriftstücke, die von ihren Opfern herstammten, und beobachteten dabei scharf sein Gesicht, ob sich nicht eine Bewegung in seinen Zügen zeige. Unser gequälter Forscher blieb jedoch bei allen diesen Versuchen standhaft, er zuckte mit keiner Muskel, sondern saß ruhig da und hörte wortlos dem Geschwätz zu. Gewöhnlich zeigte er, nachdem die Leute lange genug gesprochen, einige Ungebuld und bat in ärgerlichem Tone, man solle ihn doch mit einem Gespräch über weltliche Dinge und namentlich über Ungläubige verschonen. Als man sah, daß nichts zum Ziele führte, erfannt der Minister eine neue List. Er lud den Gelehrten höflich ein, in sein Haus zu kommen, und dieser mußte der Einladung Folge leisten. Im Hause des Ministers waren fast alle Priester Bocharas versammelt, denen die Aufgabe zufiel, den Fremden durch allerlei spitzfindige religiöse Fragen in die Enge zu treiben. Aber Dr. Bambery hatte so gründliche Studien in den Schriften des Islam gemacht, daß er auch dieser Schlinge klug zu entfliehen wußte. Die Theologen konnten nicht umhin einzugestehen, daß Hadschi Reschid zwar nicht so gelehrt wie sie selbst, wohl aber ein sehr belesener und offenbar sehr frommer Derwisch sei.

Volle achtzehn lange Tage dauerte der Aufenthalt in Bochara. Von hier sollte sich ein Teil der Karawane mit Dr. Bambery nach der zwei Tagereisen entfernten zweiten Hauptstadt desselben Landes, Samarkand, begeben. Den anderen Hadschis war es in Bochara gleichfalls nicht sehr gut ergangen. Die frommen Einwohner dieser Stadt wollten allerdings recht oft den Segen erhalten, aber keinem fiel es ein, den armen Pilgern etwas zu schenken. Was diese in China gespart und gesammelt hatten, mußten sie in Bochara, wo sie nichts umsonst erhielten, wieder hergeben.

Der auf etwa zwanzig Personen zusammengesetzte Pilgerzug nahm in zwei großen Wagen mit zehneckigen Rädern Platz, und man schlug nun den Weg nach Samarkand ein. Die Stadt Samarkand, die gegenwärtig eine russische Besitzung ist, gehörte damals dem Emir von Bochara. Samarkand ist berühmt als eine der schönsten Städte des Orients, sie besitzt zahlreiche historische und muha-

medanisch-religiöse Sehenswürdigkeiten und ist in der Geschichte bekannt als die Residenz des kühnen mongolischen Eroberers Tamerlan (1336—1405).

Nach der Ankunft in Samarkand erfuhren die Reisenden, daß der Fürst den Feldzug siegreich beendet habe und in einigen Tagen hier einziehen werde. Dr. Bambéry beschloß, dem feierlichen Einzug beizuwohnen und die Zeit bis dahin mit dem Besuch der vielen Sehenswürdigkeiten auszufüllen. Besonders hervorragend ist das am südöstlichen Ende der Stadt liegende Grabmal Tamerlans, bestehend aus einer Moschee mit einer prachtvollen Kuppel, unter welcher der große Eroberer in einem steinernen Sarge ruht. Die Sage erzählt, daß das Grabmal Tamerlans große Schätze berge, die nicht gehoben werden können. —

In Samarkand beschloß Dr. Bambéry, von hier aus nach Persien zurückzukehren. Hadschi Bilal und die anderen chinesisch-tartarischen Hadschis wollten von hier weiter ihrer Heimat entgegenwandern. Es mußte also Abschied genommen werden. Nachdem Hadschi Bilal mit vieler Mühe einen Karawanenführer ausfindig gemacht, der unseren Forscher sicher nach Persien bringen sollte, und nachdem der gute Hadschi den Führer inständig gebeten, seinen geliebten Reschid wie einen eigenen Sohn zu behandeln, nahmen die Männer Abschied voneinander. Beide hatten sich während ihrer langen Wanderung immer mehr lieb gewonnen, und als nun der Augenblick herankam, in welchem sich die Wege beider auf ewig schieden, traten ihnen heiße Thränen in die Augen. Sie umarmten und küßten sich zärtlich, nahmen wieder und wieder Abschied von einander, bis sich endlich Hadschi Bilal mit schwerem, traurigem Herzen losriß und die Wanderung in die Heimat antrat.

Am Tage nach dem Fortgang Hadschi Bilals, fand der festliche Einzug des Fürsten in Samarkand statt. Den feierlichen Zug eröffneten zweihundert Mann der Leibgarde, diesen folgten Reiter mit Fahnen und Pauken, dann höhere Beamte mit regenbogenfarbenen seidenen Gewändern und ebensolchen Turbanen, dann ein Haufen tartarischer Krieger, die mit Pfeil, Bogen und Schild bewaffnet waren. — Am folgende Tage erteilte der Fürst öffentliche Audienz, und Bambéry benutzte die Gelegenheit, sich ihm vorzustellen. Er begab sich in Gesellschaft mehrerer Derwische an den Hof, um nicht besonders aufzufallen. Wie erstaunt aber war er, als ein Minister des Fürsten auf ihn zukam und ihn aufforderte, allein einzutreten, da ihn der Fürst ohne Zeugen zu sprechen wünsche. Also auch in Samarkand, wo er sich unbeachtet glaubte, wurde er beargwohnt.

Bambéry wurde in ein entlegenes Zimmer geführt, wo er den Fürsten, einen Mann in den besten Jahren, mit strengen Zügen, auf einer roten Matratze liegend fand. Vor sich hatte er eine Menge Schriften und Bücher ausgebreitet. Der Europäer saßte sich schnell, sprach ein Gebet, rezitierte einige Stellen aus dem Koran und schloß mit dem Amen. Der Fürst blickte längere Zeit den Hadschi fest an und richtete an ihn folgende Fragen:

„Hadschi, du kommst, wie ich höre, aus der Türkei, um die heiligen Gräber Turkestans zu besuchen?“

„Ja, erhabener Herr“, sagte Bambéry, „und auch um mich an Deiner gesegneten Schönheit laben zu können!“ (Eine orientalische Höflichkeitsformel.)

„Sonderbar! Und gar keinen anderen Zweck hättest du, da du aus so fernen Landen hierherkommst?“

„Nein, erhabener Herr! Übrigens habe ich keinerlei weltliche Interessen, und schon lange streiche ich in der Welt als Derwisch umher.“

„Was? Mit deinem lahmen Fuß? Das ist wirklich auffallend.“

„Verzeihe, erhabener Herr! Dein glorreicher Ahn Timur (so wird Tamerlan genannt, der bekanntlich einen lahmen Fuß besaß) hatte ja denselben Fehler und war sogar ein großer Welteroberer!“

Diese Bemerkung gefiel dem Fürsten sehr. Bambéry sprach noch ein Gebet, segnete den Herrscher, und wurde huldvoll entlassen. Als er schon an der Thür war, warf er einen verstohlenen Blick auf den Fürsten und bemerkte, daß dieser ihm mit eigentümlicher Miene unverwandt nachschaute. Daß dies nichts Gutes zu bedeuten hatte, schien ihm gewiß. Der Fürst stand wohl im Rufe eines Gerechtigkeit liebenden Mannes, war aber auch bekannt als fanatisch und unbarmherzig gegen Andersgläubige. Die Fragen, die er stellte, waren sehr verfänglich; wenn auch die Antworten sein Wohlgefallen fanden, war es doch möglich, daß er sich eines anderen besänne und ohne weitere Umschweife kurzen Prozeß mit dem Hadschi mache. Wirklich glaubte dieser, nachdem er die Schwelle überschritten, zu bemerken, daß zwei Diener mit drohenden Geberden auf ihn deuteten. Das Blut schien ihm vor Schreck zu gerinnen, er fühlte fast schon das mörderische Schwert der fürstlichen Henker über seinem Haupte schweben und beschleunigte seine Schritte, um so rasch als möglich aus dem Bereiche der Burg zu kommen. Atemlos langte er in seinem Quartiere an und erhielt dort die freudige Nachricht, daß die Karawane nur auf ihn wartete, um sich in Bewegung zu setzen. Es

war aber auch höchste Zeit, daß er Samarkand verließ, denn wie er nachträglich erfuhr, war seine Ahnung richtig: Der Fürst hatte sofort nach der Audienz den Befehl erteilt, den fremden Derwisch gefangen zu nehmen.

Als Dr. Bambergy die Thore von Samarkand hinter sich hatte, fühlte er sich wie zu neuem Leben erwacht. Die Gefahr war vorüber, das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreicht, der Zweck der Reise, der Besuch des mohamedanischen Mittelasiens, Bucharas und Samarkands, war erfüllt. Jetzt galt es, den kürzesten und bequemsten Weg zur Rückkehr zu

den die Europäer noch nicht nehmen durften. Würden seine Reisegefährten erfahren haben, daß er wirklich ein Europäer sei, so hätten sie ihn auf dem Wege sicher ermordet. Es war darum ein besonders gefährliches Abenteuer, daß unser Forscher zu bestehen hatte, als er in seiner Hadschi-Eigenschaft Audienz beim Fürsten von Herat nehmen mußte. Dieser war ein Jüngling von sechzehn Jahren, der in Stellvertretung seines Vaters, welcher sich auf einem Kriegszug gegen aufrührerische Stämme befand, die Regierung führte. Als Bambergy in den Audienzsaal trat und die üblichen Gebete zu sprechen be-



„Ich schwöre, Sie sind ein Engländer.“

wählen. Es wurde beschlossen, über Afghanistan nach Persien zu ziehen.

Der Rückweg vollzog sich weit ruhiger, als der Zug nach Samarkand. Allerdings heftete sich überall der Verdacht an die Sohlen des Europäers, aber dieser besaß schon genug Übung und Geistesgegenwart, um alle dergleichen Fährlichkeiten, die ihm auf dem Wege fast täglich begegneten, siegreich zu bestehen. Die Karawane zog über Maymene und Herat, zwei Städte in Afghanistan. Hier hatte er bereits Gelegenheit, Europäer zu sehen, da der Einfluß Englands bei den Afghanen schon damals mächtig war. Allein er konnte seine Maske noch nicht fallen lassen, weil er nach Persien einen Weg eingeschlagen hatte,

gann, saß ihn der junge Fürst, der nach muslimischer Art in dem Thronessel saß, scharf ins Auge und rief, als der Hadschi sein Gebet beendet hatte, halb lachend, halb verwundert aus: „Bei Gott! ich schwöre, Sie sind ein Engländer!“ Ein lautes Gelächter der umstehenden Minister begleitete diesen Einfall des jungen Fürsten. Doch dieser ließ sich nicht aus der Fassung bringen und sagte, zu Bambergy gewendet: „Verzeihe, sage mir, nicht wahr, du bist ein Engländer, der in Verkleidung reist?“ Bambergy durfte sich selbstverständlich unter keiner Bedingung zu erkennen geben. Er that, als wenn er sehr beleidigt wäre, und zeigte seinen Paß vor. Der junge Fürst war ein wenig enttäuscht, äußerte nun keinen

Verdacht mehr und Bambergy sprach das Abschiedsgebet. Hierauf reichte ihm der Prinz ein Geldgeschenk, und die Audienz war zu Ende.

Am 10. November 1860 verließ unser Forscher Herat und langte nach einer zwölfstägigen mühsamen Fahrt in Meshed in Persien an. Die Stunde seiner Erlösung hatte geschlagen. In Meshed stellte er sich dem dortigen Gesandten von England vor, der dem kühnen Forscher selbstverständlich die beste Aufnahme zu teil werden ließ. Hier verwandelte sich endlich der asiatische Hadshi wieder, in einen modernen Europäer. Von Meshed begab sich Dr. Bambergy

wieder nach Teheran, von wo aus er nach kurzem Verweilen die Fahrt nach Europa und zunächst nach London antrat. In Europa wurden die Verdienste des mutigen Gelehrten von allen Männern der Wissenschaft voll und ganz anerkannt. Die Akademien ehrten den Reisenden, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Jetzt lebt Dr. Bambergy in seiner Heimat Ungarn, als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Pest. Sein tiefes Wissen wird eben so geehrt, wie sein großer Mut allgemein bewundert.

Schweizer sagen.

Von

Adolf Frey.



Der Kirschbaum.

Vor dem aargauischen Dorfe Schiltwald steht am Wege ein Kirschbaum mit wunderbar verschränkten Ästen. Bis auf diesen Baum, der auf keines Gute stand, waren drei geizige Brüder aus dem Dorfe bei der Teilung ihrer väterlichen Erbschaft einig geworden, und da ihn nun keiner dem andern gönnen mochte, verständigten sie sich bloß in der sündhaften Bosheit, das unschuldige Gewächs für jeden unbrauchbar zu machen; sie gruben ihn aus und setzten ihn verkehrt in den Boden, sodasß der unschuldige Baum mit der Krone im Boden steckte und mit den Wurzeln kläglich gen Himmel starrte. Aber sieh! er überwand siegreich die Schlechtigkeit der verderbten Geizhalse, fing an zu grünen und trägt noch heute Früchte.

Der Freudensang der armen Seele.

In wilden Geklüften eines Hochgebirges hörte einmal ein Gemsjäger einen so wunderschönen Gesang, dasß er unwillkürlich die Warte, wo er auf das flinke Grattier gelauert hatte, eilenden Schrittes verließ und dahin eilte, wo die liebliche Stimme erscholl. Dort fand er, offenbar in großen Qualen, eine arme büßende Seele, die da so froh und fröhlich that. Verwundert fragte er, wie sie doch in so großer Pein frohlocken und freudig singen möchte. „Ich habe wohl Grund zu singen und mich herzlich zu freuen,“ erwiderte die arme Seele. „Mein Schutzengel hat mir soeben geoffenbart, ein liebes Vögelein habe heute beim Aufspicken eines Tannen-

zapfens ein Samenkörnlein auf die Erde fallen lassen, welches sprießen und zu einem Baume heranwachsen werde. Aus dem Holze dieses Baumes wird einst für die Leiche eines unschuldigen Kindleins ein Sarglein verfertigt werden. Und beim Tode dieses Kindleins,“ fügte die Seele singend hinzu, „werde ich von allen Qualen befreit sein und zu den ewigen Freuden des Himmels eingehen.“

Der Dank des Toten.

Ein junger Mann glitt einst auf einem schmalen Felsweg aus, stürzte über eine hohe Granitwand herunter und fiel zu Tode. Wegen der dringenden Heuernte fand sein Vater keine Leute, die ihm geholfen hätten, den Berunglückten zu suchen und nach Hause zu tragen. Ein Nachbar aber war zu diesem traurigen Dienst bereit, ließ seine Arbeit liegen, ging hin und half dem trostlosen Vater, den lieben Totgefallenen aufheben und heimbringen. Bald darauf begab er sich, der ein gewandter und verwegener Jäger war, auf die Gemsjagd. Einem angeschossenen Tier tollkühn nachsehend, straukelte er; der Grasbüschel, nach dem er seine Hand ausgestreckt, um sich vor dem tödlichen Fall zu retten, gab nach, und der Arme schloß die Augen, um seinen gräßlichen Sturz nicht sehen zu müssen. Da faßte ihn eine eiskalte, doch feste Hand und stellte ihn mit einem kräftigen Ruck auf die Füße: der Sohn seines Nachbarn, dessen irdischen Nesten er seine Samariterhilfe nicht versagt, stand vor ihm, sah ihn dankbar lächelnd an und verschwand.

Im Schneesturm.

Von

Hermann Reinstein.

Mit Original-Zeichnungen von A. Schuster.



eise, dicke Bließe wallen
Um die Schultern, um den
Nacken;
Leichte, flüchtige Schleier
wehen

Um des Diademes Nacken.

Doch es ist des Grabes Ruhe,
Die das weiße Bahrtuch kündet;
Und es ist der Schmutz des Todes,
Der das starre Haupt umwindet.

Ein erfahrener, treuer Führer! — Was diese einfachen Worte enthalten, das kennt nur der, der in der Wüste ewigen Schnees die Wege geht, die er sich selber tritt, — die Pfade wandert, die hinter ihm der Schneesturm wieder vernichtet. In der reichen Erinnerung taucht mancher energischgeschnittene Männerkopf, manches gemütreich freundliche Antlitz, manche bescheidene, anspruchslose Physiognomie auf, die uns eng verbunden ist mit jenen denkwürdigen Tagen, welche wir in einer scheinbar anderen Welt verlebten. —

Eine interessante Konferenz vereinigte mich und meine zwei Gefährten mitten in der Nacht, im kleinen Wirtshaus von Schöpf zu Mittelberg, am oberen Ende des Pizthales in Tyrol mit unseren tüchtigen Führern. Franz Dobler, als erster, und Alois, sein Bruder, als zweiter Führer, beide aus Montarfen, waren bestellt und trafen pünktlich 2 Uhr nachts in unserem Kämmerchen ein, obwohl es stockfinster draußen war und der Sturm an dem kleinen Fenster rüttelte. Wir lagen noch in den Federn und berieten, über die auf der Bettdecke entfalteten, von den Führern beleuchteten Karten gebückt, den Kriegsplan.

„Wenn Sie durchaus bei dem Wetter über das „Lauftar“ gehen wollen,“ sagt endlich Franz Dobler, „so werden wir nicht mit Ihnen gehen dürfen, und wenn Sie auch andere Führer gewinnen würden, so wollen wir's Ihnen doch nicht raten; denn es ist unmöglich bei dem Wetter, und wir können alle zusammen hin werden!“

Wir sehen das ein und fügen uns, klappen die Karten zusammen, entlassen die Führer und be-

stellen sie auf 6 Uhr morgens wieder. Die Lichter verlöschen, und wir legen uns wieder aufs Ohr.

Su, wie das pfeift vom Mittelberggletscher herab nach dem Pizthale hinein! Es ist doch gar gemütlich, das zwischen den vier Pfählen anzuhören. Aber es ist auch schön, draußen dem Sturm und Wetter zu trotzen, die Brust entgegenzustellen, die Stirn zu bieten. Doch an der Erklärung der Führer läßt sich nicht drehen noch deuteln. Wir schlafen nach einiger Zeit wieder ein.

Um 6 Uhr erscheinen die Führer wieder mit der Nachricht, daß das Wetter jetzt zwar besser sei und es nicht regne, daß aber auch der Wind sich noch nicht gedreht habe. Nun wird beschlossen, einen Versuch zu machen. Was soll auch sonst geschehen? Wir sitzen in einer Sackgasse und müßten, wenn wir hier nicht sitzen bleiben wollen, einfach die 10 Stunden des Pizthales wieder hinabmarschieren. Darum lieber einen Versuch vorwärts. Wir brechen auf. Die Führer übernehmen unser Gepäck, dazu den Proviant und den Rotwein. Man weiß nicht, wie es gehen kann, darum haben wir uns mit dem letzteren reichlich versehen. Ein Hirt, der seinen am „Karlsköpfe“ weidenden Schafen Salz hinantragen will, begleitet uns als sechster Mann ein Stück.

Gegen 7 Uhr sind wir bereits am Fuße des riesigen Mittelberggletschers, der seine Zunge flach ins Thal vorstreckt. Wir überschreiten ihn in schräger Richtung aufwärts steigend auf dem aperen (schneefreien) Eise, auf dem hie und da Bäche aus dem geschmolzenen Schnee und Eis niederrinnen.

Wer des Gehens auf dem blanken Gletscher nicht gewöhnt ist, wie meine beiden Gefährten, und dabei die Benutzung des Alpstocks wenig geübt hat, kann hier die erste Probe in der Kunst des Bergsteigers ablegen. Die Steigeisen, die Franz Dobler einem der Gefährten anbietet, werden als noch unnötig vor der Hand zurückgewiesen. Wir überspringen mehrmals herrliche tiefblaue Schründe und erreichen die jenseitige Moräne, die wie alle Schutthalden die Aufmerksamkeit so in Anspruch nimmt, daß wir nun schweigend hinter einander hersteigen. An der rechten Seite des Gletschers, also aufwärts gesehen, links an dem riesigen Absturz hinauf, genießen

wir dann und wann, wenn die Wolkenschleier sich teilen, Blicke auf zerrissene Eismassen, die über und durch einander 630 m, also ca. fünfmal so hoch als unsere höchsten Türme, hinabstürzen ins Thal. Gerade dieser großartige Absturz des Mittelberggletschers hat ihn vor andern seines gleichen berühmt gemacht. Daneben aber ist er ausgezeichnet durch seine Länge und durch die Deutlichkeit der verschiedenen Guffer- oder Moränenlinien. Jeder Gletscher führt bekanntlich den auf ihn stürzenden Schutt der Berge mit sich hinab und setzt ihn zu beiden Seiten, sowie an seinem Ende wieder ab, daher die Namen „Seiten- und Stirnmoränen.“ Diese oft riesigen Schuttwälle zeigen sich auch da, wo zwei Gletscher zusammenfließen als Mittelmoräne, und diese geht als dunkle Linie auf der Mitte des Gletschers hinab. Je mehr nun Gletscherzuflüsse sich vereinigen, desto mehr solcher Linien giebt es. Wir zählen auf dem Mittelberggletscher ihrer acht, die deutlich unterscheidbar sind.

Gegen 10 Uhr machen wir die erste Rast, und ich nehme Gelegenheit, Franz Dobler meinem Skizzenbuche einzuverleiben, was er sich gern gefallen läßt.

Immer weiter geht's dann auf dem dunkeln Felsboden am Gebirgsrande hin. Ein Getrappel links über uns lenkt unsere Blicke dahin, wo eine Anzahl Schafe von einer Wand auf uns herabschauen und durch freudige Unruhe zu erkennen geben, daß der Längsterwartete mit der Lieblingspeife, dem Salz, ankommt. Der Hirt trennt sich hier von uns, und wir steigen weiter.

Unterhalb der Karls Spitze, die mit dem Mittagsfegel drüben die Einengung und den Absturz des Gletschers begrenzt, wird länger gerastet und gefrühstückt. Einer der Gefährten ist etwas angegriffen von dem vierstündigen Steigen auf stellenweise recht schlüpfrigem Boden und hat keinen Appetit, etwas zu essen. Aber der Führer Franz Dobler redet ihm zu, und als das nicht hilft, dekretiert er in ziemlich bestimmtem Tone, daß jetzt etwas gegessen werden muß, und wäre es nur ein Schluck

Deutsche Jugend. XXII.

Wein und ein Ei. Da heißt es folgen. Wir übrigen machen uns über Käse, Eier und Schöpsschlegel her. Der letztere, der in den Tyroler Gebirgen so ziemlich täglich dreimal auf der Tafel erscheint und nur dann und wann von Backhänderle, Fischen oder einem zähen Gamsbraten aus dem Felde geschlagen wird, mundet hier oben köstlich. Das Wasser ist herrlich, und manch ein Glas, mit Wein gemischt, geht in die Runde.

Noch eine kurze Strecke, dann betreten wir den Schnee, und nun ziehen wir auf den langen Firnfeldern, die den Gletscher decken, meist langsam aufwärts, wobei der vorangehende Franz Dobler Stufen in den festgefrorenen Schnee einstößt. Dann und wann sinkt man tief ein, aber es ist hier noch keine Gefahr, nur etwas anstrengend, wenn die Füße bei jedem Schritte so hoch herausgehoben werden müssen. Daher bietet auch der ältere Dobler dem einen Gefährten insofern etwas Hilfe, als er ihn an dem Seile, das ihm über die Schulter hängt, anfassen läßt; denn bis jetzt war ein „Anseilen“ noch nicht



Franz Dobler.

nötig. Da der Wind von Westen her Schnee heranzweht, werfen beide Führer ihre weißen Mäntel über. Dieselben sind sehr ursprünglicher Art, aber praktisch. Ein großes Stück verbes Leinenzug, das in der Mitte ein Loch für den Kopf hat, hängt, hinten und vorn die Schultern vollständig deckend, fast bis zu den Knien herab und wird durch einen Strick um den Leib zusammengehalten.

Ein langes Schneefeld, das sich zur schwarzen Schneide hinanzieht und das immer zu der Hoffnung zu berechtigen scheint, daß es höchstens noch 100 Schritte lang sei, sieht nach einer halben Stunde genau noch ebenso aus. Endlich noch eine kurze steile Strecke auf schwärzlichem Boden und wir stehen zwischen Felsen, ziemlich vom Winde geschützt, wo die Prozedur des Anseilens vorgenommen wird.

Das 35 m lange Seil wird zunächst in der Mitte mittelst einer Schlinge um den bereits genannten schwächeren Gefährten gelegt, der die Mitte der Reihe bilden soll. Voran kommt der erste Führer

Franz, zuletzt der zweite Führer Alois Dobler an das Seil, und wir beiden übrigen Touristen nehmen in den Zwischenräumen Platz, ich im vorderen hinter Franz Dobler. Eine ziemlich lange Kette! Noch ein Blick des ersten Führers über die Reihe, die Bergstöcke und Beile werden ausgelegt und alles ist in Ordnung. Fort geht es!

Einige Vorsicht ist immerhin notwendig; denn wir haben hier links, also nach Osten hin, die sogenannten hangenden Ferner, d. h. ein Gletscherterrain voller Spalten und Schründel.

Schweigend sind wir eine Strecke so dahin geschritten. Da bleibt Franz Dobler plötzlich vor mir stehen, blickt langsam in die Runde und schüttelt endlich den Kopf. Sein ganzes Benehmen erinnert an einen guten Hund, der etwas wittert, und dem es nicht ganz geheuer vorkommt. Ich frage ihn daher, ohne daß unsere Nachfolger davon etwas hören können: „Wie steht's, es liegt wohl was in der Luft?“

„Hm, es kann etwas geben, der Wind klingt so hohl und tief, und dann — schauen Sie einmal die graue Wand da drüben!“ Wir hatten heute zwar so schon selten einen Lichtblick, aber die bleierne Luft, die sich dort nach Westen aufstürmt, sieht doch noch ganz anders aus als gewöhnliche Wolken.

Wir schreiten weiter, und das Schneewehen verstärkt sich etwas.

Da, — ein plötzlicher Windstoß, der eine Schneewelle aufnimmt, um uns zusammenschlägt und eben so rasch verschwindet, wie er gekommen.

Dobler dreht sich um und meint: „Sehen Sie, Herr, in einigen Minuten sitzen wir mitten drin.“

Und richtig, schon nach einigen Augenblicken banger Ruhe, während welcher die kleinen spitzen Nadeln matt herniederfallen, hören wir wieder den tiefen Ton von vorhin. Die Wand rückt näher, und im Nu stecken wir darin. Und nun heult's und pfeift's um uns herum aus allen Tonarten, als wenn der wilde Jäger zur Pirsch bläst und uns in seiner Meute mit fortreißen will.

Wie in der Brandung schlagen die Wogen von Schnee über uns zusammen.

Wie es mit denen da hinten steht, wissen wir nicht, aber das Seil geht weiter, also ist auch am Ende der Kette kein Stillstand eingetreten.

Das ist aber nicht der Schnee, der in Schneeflocken in Thälern und Ebenen herniederfällt, das sind nur kleine, trockene Krystallnadeln, die wie Staub einhergeweht werden. Stechend und prickelnd treffen sie Hände, Gesicht und Ohren. Die Hände erstarren fast an den Bergstöcken und Beilen. Die Spur unserer Schritte ist augenblicklich verweht. Dazu bilden sich Schneehügel, durch die hindurch

zu dringen oft ziemlich schwer wird. Dann und wann sinkt einer von uns bis an den Leib in den Schnee und die Reihe ist gezwungen, still zu stehen. Oft stürzt einer, und jeder Fall giebt einen Ruck in der Linie. So geht es eine Stunde lang dahin. Bis jetzt hat die Kälte, die mit dem Sturme eingetreten ist, uns nichts anhaben können, die Anstrengung im tiefen Schnee hat uns warm gehalten. Auch der gute Mut ist noch da, aber die Müdigkeit macht sich doch bereits bei einem der Gefährten bemerklich. Dobler kämpft oft wie eine Dampfmaschine oder ein Schneepflug gegen die Schneemassen an, um dem nachfolgenden Zuge Luft zu schaffen, und seine Riesengestalt bricht sich auch Bahn, aber es nützt in dem sandigen Flugschnee herzlich wenig.

So ungefähr muß es in der Wüste sein, wenn die Sandwolken des Samum dahersfahren und alles Lebende ersticken wollen. Nur ist die Temperatur hier eine gerade entgegengesetzte.

Während Franz Dobler bisher immer frisch vorwärts gedrungen, zaudert er nun bisweilen. Ich frage ihn daher als sein Hintermann, ob er sicher sei, die Richtung zu halten.

Statt der Antwort stößt er, wie schon öfter vorher, das Beil mit der Stielspitze in den Schnee und setzt den Kompaß, den er in einem Pappschächtelchen bei sich führt, darauf. Die letzte Stellung der ganzen Reihe dient ihm dabei als Unterlage für die bisherige Richtung. Aber jeder Hochtourist, der es mit Nebel oder nur dichtem Schneefall zu thun gehabt hat, weiß, daß es eigentlich kein Mittel



zur Orientierung in solchen Fällen giebt und daß auch der Kompaß nicht zu helfen vermag.

Das einzige, in was ich noch einiges Vertrauen setzte, ist der Instinkt, eine gewisse Findigkeit, das Gefühl des erfahrungsreichen Führers, das ihn leitet, das zum Teil angeboren, zum Teil aber auch durch das stete Leben im Hochgebirge und den fortwährenden Kampf mit seinen Gewalten erworben wird.

An ein Aufhören des Schneesturms ist nicht zu denken, er wirbelt noch mit derselben Heftigkeit und sucht uns mit teuflischem Geheul in seinem Tanze fortzureißen.

Wir thun dagegen, was wir thun können, die Hüte werden weit hereingeseht und abwärts gefrempt, natürlich auch mit der Schnur befestigt. Der Körper lehnt sich gegen den Wind. Der Kopf beugt sich nieder, um sich gegen die Nadeln zu schützen. Der Rock ist bis oben an fest zugeknöpft, die Hände sind einigermaßen durch Handschuhe geschützt. Aber diese sind durch unser fortwährendes Fallen im Schnee naß geworden und gewähren so bald keinen Schutz mehr.

Wieder steht Dobler still, tief atmend und mächtige Dampfwolken ausstoßend, um sich blickend, um mit den Augen das wilde Treiben zu durchdringen. Dann wendet er sich nach mir um und sagt:

„Wir müssen, nach der steten Linksneigung des Gletschers zu schließen, zu weit links gekommen sein, — ich bin im Augenblicke nicht mehr klar über die Richtung.“

Eine schöne Bescherung, 10 — 11000' hoch im Schneesturm, in einem höchst gefährlichen Gletscherterrain, und kein Ausweg! Ich gehe einige Schritte weiter vor zu dem Führer, und wir besprechen, was zu thun ist, ohne zunächst die übrigen Gefährten von der Lage zu unterrichten.

Dobler meint endlich, er wolle sich los binden und suchend vorausseilen, um die Felspartie aufzufinden, durch die wir kommen müssen. Er giebt mir nach dem Kompaß (wir führen mehrere mit uns) genau die Richtung an, in der er vorwärts dringen will, damit wir im Nothfall wissen, wo er zu suchen ist. Außerdem verständigen wir uns über ein Zeichen, das er zu geben gedenkt, sobald wir ihm folgen sollen. Unterdessen hat er die Schlinge des Seils gelöst und sich losgebunden, ich lege das Seilende in Ringen über den linken Arm, und Dobler, das Beil quer vor den Leib genommen, stürzt mit langen Sähen durch den Schnee dahin und verschwindet nach wenigen Augenblicken.

Wir bleiben stehen, wo wir sind, ein jeder

auf seinem Platze; der zweite Führer hinten am Ende ist kaum im Schneetreiben zu erkennen.

Ich eröffne nun den Nachfolgenden, was wir besprochen, und rate ihnen, sich möglichst durch Treten mit den Füßen und Bewegung der Arme warm zu halten. Einer der Gefährten möchte sich durchaus einen Augenblick sitzend ausruhen. Wir verbieten ihm das, und ich werfe ihm ein Stück Schokolade zu, das ich mir vor der Tour zugesteckt. Er nimmt es dankbar an und fühlt auch Stärkung davon. Ich dagegen nehme eine Prise Thee aus der Westentasche und kaue sie. In diesem Falle, wie auch bei anderen Gelegenheiten hat mir das stets sehr wohlgethan und den Durst abgehalten, dabei aber auch die Kräfte angeregt. Das Schneessen ist durchaus schädlich, es hat oft sehr üble Folgen.

Wie lange wir so gestanden haben, dem Sturm zum Ziele und doch auch zum Troke, ich weiß es nicht mehr so genau, aber es mag wohl eine halbe Stunde gewesen sein, und die Kälte fing an, recht bitter zu werden. Dabei war die Stimmung aber noch keineswegs flau. Im Gegenteile ertönte dann und wann das beliebte Klagewort in vogtländischer Mundart, mit dem mein Hintermann uns auf der ganzen Reise erheiterte: „Ham möcht i gern!“

Und sieh, der Wunsch soll erfüllt werden.

Ein Vogelschrei durchdringt von fern her die Luft. Ich mache den zweiten Führer darauf aufmerksam. Er hat ihn auch gehört und meint, es sei der Ruf seines Bruders gewesen. Alois Dobler fragt mich, ob er vorgehen solle, an die Spitze der Reihe. Ich halte das an dieser Stelle für gefährlich, er müßte losgebunden werden und es könnte ihm dann während des Vorgehens etwas zustoßen. Daher erwidere ich ihm, er möge nur bleiben, ich wolle selbst die Führung übernehmen und werde ja durchkommen.

Und nun geht's vorwärts, vorsichtig und immer spähend in der bezeichneten Richtung. Der Schrei wiederholt sich öfter, kommt langsam näher und führt uns so denselben Weg, den der ältere Dobler genommen. Natürlich ist von seiner Spur nichts mehr zu sehen, sie muß neu durchgearbeitet werden, und ich war, soeben noch zitternd vor Kälte, binnen wenigen Minuten wie im Schweiß gebadet. Erst geht es nun ein wenig abwärts, dann wieder bergauf auf den langen Schneefeldern hin, und jetzt taucht in den Schneewolken eine dunkle Masse auf, von der sich bald darauf eine menschliche Gestalt abhebt: Unser Franz Dobler!

„Nun haben wir gewonnen,“ ruft er uns zu,

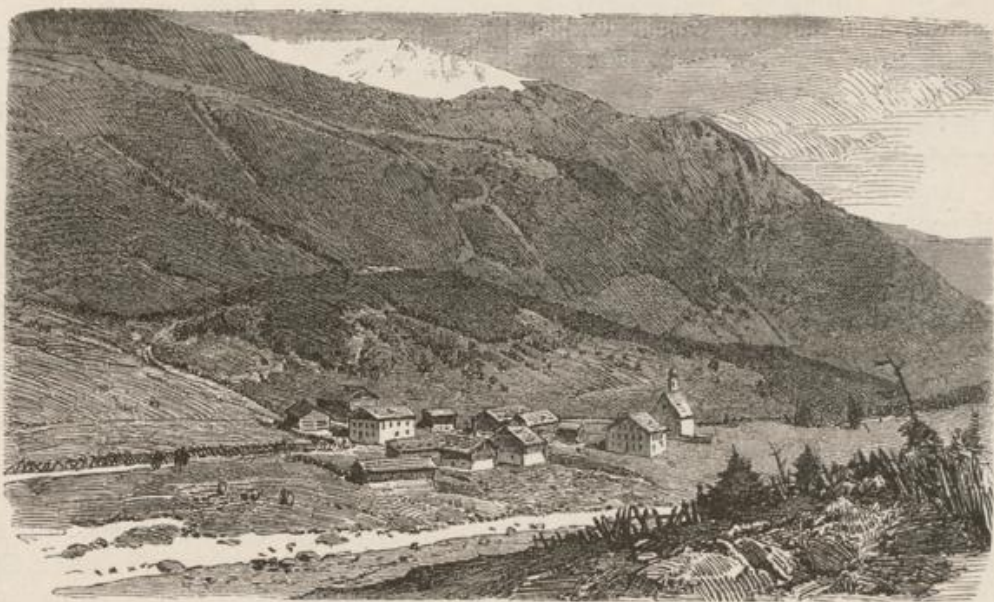
„da ist die Stelle, die ich mir vor zwei Jahren, als ich zum letzten Male diese Tour machte, als Marke genommen habe;“ es war ein Felsstück, schräg in einen Riß eingeschoben, das sich frei am Himmel abhob. Halb kletternd, halb balancierend überschritten wir einzeln die vom Eise überlasteten Blöcke, die bei jedem Schritte ins Rollen kamen und deren Überschreiten viel Vorsicht erheischte.

Natürlich wurde unter diesen Umständen von der Verfolgung des ersten Planes abgesehen und auf Vorschlag der Führer das Seitenjoch als Abstieg gewählt. Wir befanden uns noch ca. 3200 m hoch, hatten also immer noch einen langen Absturz vor uns.

wir unten an. Nur einer ist stecken geblieben und ist noch weit oben, als schwarzer Punkt sichtbar, aber er kommt ebenfalls glücklich nach, wenn er auch noch einige Male stecken bleibt und sein „Ham möcht i gern!“ ertönen läßt.

Nachdem wir bei einer kurzen Rast unsern Proviant glücklich vertilgt haben, erreichen wir 6 Uhr abends wieder festes Land.

Vorsichtig auf den Blöcken abwärts steigend, auch zwischen den von Alpengestrüpp und Zwergholz umwachsenen Felsen, deren Risse und Löcher recht gefährlich werden können, kommen wir, bedächtig den Alpstock führend, tiefer und tiefer. Wir sind sämtlich in der besten Laune und rennen oft strecken-



Vent.

Der Sturm läßt aber jenseits der Jochhöhe nach, ja, der Himmel wird sogar heller, und durch die grauen Lüfte bricht dann und wann ein weißes, riesiges Firnhaupt, vom Himmelsblau umrahmt, das dann das betreffende viel höher erscheint, als es in Wirklichkeit ist.

Der Abstieg geht gut von statten, bei jedem Schritte rutscht man ein Stück abwärts, da der Schnee sehr schlüpfrig geworden ist. Wir haben das Seil losgebunden. Die Beschaffenheit des Schnees läßt es sogar zu, einige der schrägen Schneeflächen fahrend hinabzugleiten. Der Führer voran. Die Beine breit, mit den Hacken eingesezt, den Oberkörper rückwärts auf den Alpstock gestützt, den die linke Hand am oberen Ende hält, so gewissermaßen einen Dreifuß bildend, faust einer hinter dem andern hinab. Wolken von Schnee begleiten uns auf der tollen Fahrt, und weiß wie Schneemänner kommen

weise die Halden hinab. Dann und wann tanzt und hüpfst auch ein Stein vor uns hinab. Um 7 Uhr sind wir im Öthale, und zwar schräg nach rechts hinabsteigend, in „Winterstall“ angelangt. Eine Stunde später sind wir in Vent, in dem Hause des Kuraten neben dem kleinen Kirchlein, wo sich uns gastliche und bewillkommene Hände entgegenstrecken. Ein frisches, munteres Mädchen Gesicht schaut uns an und fragt: „Na, heut sind s' halt schön angekommen, werden wohl müde sein, geb'n's nur her!“

Und ehe wir's uns versehen, sind uns in echter tyroler Gemütlichkeit das nasse Plaid und der Alpstock abgenommen, und wir folgen der Kellnerin nach unserm Zimmerchen. Die Führer stampfen hinterdrein, ziehen uns ohne weiteres das nasse Schuhzeug vom Leibe und nehmen auch die tropfenden Kleider zum Trocknen mit nach der Küche. Sie

fragen nach weiteren Bedürfnissen und sorgen für möglichste Bequemlichkeit; denn ein guter Führer ist gewöhnlich im Quartier ein treuer Diener.

Nun sollte man denken, daß wir nach den heutigen Strapazen und Erlebnissen, nach dem 11 Stunden langen Marsch, von denen wir 8 Stunden im Schnee und Schneesturm zubrachten, auf einige Zeit genug hätten. Aber kaum waren wir trocken, so drehte sich das Gespräch schon wieder um die nächste Tour. Ein langer, strammer, etwas älterer Herr, der noch von seiner letzten Unternehmung her ein geschwollenes Gesicht hatte und beinahe schneeblind geworden wäre, gab sich alle Mühe, mich für eine Besteigung der Wildspitze zu gewinnen. Ich konnte ihm nicht zusagen, da ich ja mit den Gefährten mich bereits über andere Hochtouren verständigt hatte.

Bergessen war der Schneesturm und die Kälte wie die Kälte; neue Kräfte, neue Pläne, neue Hoffnungen erfüllten uns.

Aber gerade Bent und sein früherer Kurat, der brave „Senn“ konnten uns vom Schneesturm erzählen. Hatte doch jener in der Touristenwelt allgemein geachtete Mann mit einem Führer 32 Stunden im Schneesturm zugebracht und diesen endlich verlassen müssen, um allein Hilfe zu suchen. Dieselbe kam auch, aber zu spät. Der Führer war bereits dahin. Er wurde tot im weichen Schneelager aufgefunden.

Denn es ist die Grabesruhe,
Die das weiße Bahrtuch kündet;
Und es ist der Schmuck des Todes,
Der das starre Haupt umwindet.

Gesellschaftsspiel.

Mitgeteilt von Robert Löwike.



Das Orakel Spiel.

eid ihr damit einverstanden, daß wir uns jetzt zu einem Gesellschaftsspiel zusammensetzen?“ fragte Martha nach dem Abendessen ihre Geburtstagsgäste. Von allen Seiten ertönten Rufe der Zustimmung. „Dann bitte ich um geneigtes Gehör zu einer kurzen Erklärung meines Spiels,“ fuhr Martha fort. „Ich schlage euch ein Frage- und Antwortspiel vor, aber nicht das bekannte, sondern ein ganz anderes, das ich Orakel Spiel nennen will. Ihr wißt, sonst heißt es immer, zuerst die Frage, dann die Antwort, in meinem Spiel werde ich aber zeigen, daß es auch umgekehrt geht.“

Hier habe ich eine größere Anzahl Zettel und eben so viel Brief-Umschläge und Bleistifte. Jede von euch nehme nun einen Zettel, und schreibe darauf eine Frage, aber so, daß keine der andern sieht, was geschrieben wird. Ist die Frage gestellt, so wird der Zettel gefaltet und in einen Umschlag gesteckt. Ich allein schreibe keine Frage auf und übernehme mein Amt als Pythia, indem ich, wenn auch nicht auf einem Dreifuß, so doch dort auf jenem Orakelstuhl Platz nehme. Mama wird die Güte haben, alle Umschläge mit den darin enthaltenen Zetteln einzusammeln, durcheinander zu mischen und mir zu übergeben. Ich aber werde die Fragen der Reihe nach beantworten, und zwar werde ich immer zuerst die Antwort aussprechen, dann den betreffenden Umschlag öffnen und die darin befindliche Frage vorlesen. Ihr seht mich ungläubig an, meine lieben Gäste, und haltet das für unmöglich, aber ich werde euch so gleich zeigen, daß ich nicht zuviel gesagt habe. Nur bitte ich euch alle und besonders meine beiden Herren Brüder, Alfred und Fritz, daß nicht solche Fragen gestellt werden, die ich unmöglich beantworten kann.“

Schnell wurden die Zettel verteilt, die Fragen aufgeschrieben und in die Umschläge gesteckt. Mama überbrachte sie dann der harrenden Pythia, und alle waren gespannt, wie Martha ihre Aufgabe lösen würde. Als sie den obersten Umschlag eine Minute lang angesehen hatte, sagte sie: „Meine erste Antwort ist: Ich bin heute 15 Jahre alt.“ Darauf öffnete sie den Umschlag, nahm den Zettel heraus und las: „Wie alt bist du heute, Martha?“ Das war offenbar ganz richtig. Martha legte nun den Umschlag und den Zettel auf ein neben ihr stehendes Tischchen, betrachtete den zweiten Umschlag mit prüfendem Blick, strich dreimal mit der rechten Hand darüber hin und sagte: „Ich antworte auf die zweite Frage: Sein Vorname ist Theodor.“ Jetzt öffnete sie den zweiten Umschlag und las: „Welches ist der Vorname des Dichters Körner?“ Auch das stimmte genau, und so ging es fort. Martha gab, wie sie versprochen hatte, immer vorher die Antwort, öffnete dann erst den betreffenden Umschlag und las die darin enthaltene Frage. Die übrigen Antworten und Fragen lauteten, wie folgt:

Antw. 3: Deutsche Litteraturgeschichte.

Frage 3: Welches ist in der Schule deine Lieblingsstunde?

Antw. 4: Mein lieber Bruder Fritz.

Frage 4: Wer neckt dich gern?

Antw. 5: Ein Paar schöne Halifax-Schlittschuhe.

Frage 5: Was wünschst du dir zu Weihnachten?

Antw. 6: Die Eiche.

Frage 6: Welches ist dein Lieblingsbaum?

Antw. 7: Vor den Eidechsen, Schlangen und Fledermäusen.

Frage 7: Vor welchen Tieren fürchtest du dich am meisten?

- Antw. 8: Im Winter Schlittschuhlaufen, im Sommer eine Landpartie.
 Frage 8: Welches ist dir das liebste Vergnügen?
 Antw. 9: Ich würde Baumeister werden.
 Frage 9: Welchen Beruf würdest du wählen, wenn du ein Knabe wärest?
 Antw. 10: Unbedingt Rasch-Walzer.
 Frage 10: Welches ist dein Lieblingstanz?
 Antw. 11: Ich glaube: ein Schneemann.
 Frage 11: Welches ist der kälteste Mann?

Alles stimmte, und niemand war imstande, das Rätsel zu lösen. Fritz meinte, er würde dem Hofuspokus bald auf die Spur kommen, und Alfred bat um die Erlaubnis, die einzelnen Fragen noch einmal laut vorlesen zu dürfen, da er glaubte, Martha hätte die Fragen vielleicht willkürlich verändert und anders gelesen, als sie eigentlich lauteten. Sein Wunsch wurde ihm gewährt, und er sah sogleich ein, daß seine Vermutung unbegründet gewesen war. Jetzt wurde Martha dringend ersucht, noch einmal die Rolle der Pythia zu übernehmen, und sie erklärte sich gern dazu bereit. Schnell wurden die erledigten Fragen durchgestrichen. Auf die Rückseite eines jeden Zettels wurde eine neue Frage geschrieben und dann wieder jeder Zettel in einen Umschlag gesteckt. Darauf sammelte Mama die Umschläge ein, mischte sie durcheinander und übergab sie Martha, die diese zweite Aufgabe ebenso überraschend und korrekt löste wie die erste.

Auch jetzt gelang es noch niemand, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen, und Martha wurde von allen ihren Gästen bestürmt, nun selbst den Schleier zu lüften und ihnen zu erklären, wie sie im stande gewesen wäre, sämtliche Fragen, auch ohne sie vorher zu kennen, doch richtig zu beantworten. Martha ließ sich nicht lange bitten, und indem sie ihrer Mutter zunickte, begann sie so: „Ohne die Hilfe meiner guten Mama hätte ich die Rolle der Pythia nicht spielen können. Ich hatte nämlich schon vorher mit Mama verabredet, daß sie den Umschlag mit ihrem Zettel ganz nach unten legen und mir außerdem bei dem Übergeben des ganzen Packets ihre eigene Frage zuflüstern möchte. Mama sagte leise zu mir: Wie alt bist du heute, Martha? und meine erste Antwort war: Ich bin heute 15 Jahr

alt. Als ich dann den obersten Umschlag öffnete, las ich nicht die darin enthaltene Frage, sondern ich that so, als ob ich Mamas Frage gefunden hätte, und las: Wie alt bist du heute, Martha? Die eigentliche Frage des obersten Zettels: Welches ist der Vorname des Dichters Körner? behielt ich im Gedächtnis, und darauf bezog sich meine zweite Antwort: Sein Vorname ist Theodor. Nach dem Öffnen des zweiten Umschlags las ich die Frage des ersten, und so ging es fort. Jedesmal, wenn ich einen Zettel herausnahm, las ich nicht die Frage, welche er eigentlich enthielt, sondern diejenige, welche ich auf dem vorigen Zettel gefunden und im Gedächtnis behalten hatte.“

„Dann ist es keine Kunst, Pythia zu sein,“ sagte Fritz.

„Das kann ich jetzt auch,“ rief Alfred.

„Ich finde das Spiel einfach und doch interessant,“ meinte eine von Marthas Freundinnen.

„Schade nur,“ sagte eine andere, „daß das Orakel-spiel eigentlich keinen Reiz mehr hat, wenn es allen Teilnehmern schon bekannt ist.“

„Allerdings,“ erwiderte Martha. „Aber es finden sich in jeder Gesellschaft gewiß mehrere, die das Spiel noch nicht kennen, und die übrigen dürfen der Pythia und ihrer Vertrauten den Spaß nicht verderben, indem sie den Uneingeweihten das Geheimnis verraten.“

Rätsel.

Von Robert Löwike.

1.

Dreißigbige Scharade.
Erste Silbe.

Du findest in mir — das merke dir —
Niemals einen Menschen, doch manches Tier.

Zweite und dritte Silbe.

Wir fehlen in Haus und Werkstatt nicht;
Doch gelten wir stets als einfach und schlicht.

Das Ganze.

Ich wurde — besonders in alten Tagen —
Oft meilenweit auf dem Rücken getragen.



auflösung der Rätsel Seite 30.

Rätsel von
Robert Löwike.

1. Nestor, Charon = Storch. 2. Pascher zogen = Herzog. 3. Hieros Karthago = Oskar.
 4. Nach Thale = acht. 5. Europa schaden = Pascha.

Rätsel von Robert Falk.

1. Ebbe. 2. Esfe. 3. Amor — Roma.



Von Robert Löwike.

Preis-Aufgaben. (Fortsetzung.)

	a		
	a	a	
A			a
	a	a	
	a		

IX.
Versucht in die leeren Felder des Quadrats je einen Buchstaben so einzutragen, daß die fünf waagrechten Reihen fünf bekannte Wörter ergeben.
Die erste Reihe bezeichnet einen männlichen Vornamen, die zweite eine sehr bekannte Pflanze, die dritte ein Herzogtum in Italien, die vierte eine Amtstracht, die fünfte einen Nebenfluß der Donau.

X.
Buchstaben-Rebus.

R n Welche Stadt?

XI.
Buchstaben-Rebus.

G G G
G M G Welche Stadt?
G G G

Anmerkung. Die Auflösungen der Knackmandeln (Preis-Aufgaben) im Aprilheft und die der obenstehenden folgen im Juniheft.

I.

ar, be, bo, ce, da, e, el, fel, fer, gel, gi, ha, li, ne, no, rho, ri, ta, u, vid, cir.

Aus den obigen 21 Silben lassen sich 10 Wörter bilden, deren Anfangsbuchstaben und deren Endbuchstaben den Titel je eines sehr bekannten Gedichts ergeben.

Versucht nun die 10 Wörter mit Hilfe der folgenden Angaben zu raten:

- 1) Ich bin ein König allen wohl bekannt.
- 2) Ich werde in „Don Carlos“ oft genannt.
- 3) Zum Meere ströme ich vom Schweizerland.
- 4) Mich nimmt der kleine Schüler oft zur Hand.
- 5) Mich siehst du in Italiens schönen Gauen.
- 6) Zweimal bin ich an jedem Bach zu schauen.
- 7) Ich übte einstmals bösen Zaubers Macht.
- 8) Verderben hab' ich oft der Saat gebracht.
- 9) Mich kennst du wohl als einen deutschen Fluß.
- 10) Ich bin als hoher Berg des Rätsels Schluß. —

II.

Aus den 3 Wörtern „Minne“, „Epos“, „Water“ kann man durch Umstellung der Buchstaben den Namen eines aus der Geschichte des Mittelalters sehr bekannten Mannes erhalten.

III.

Mit Fuß ein Meerbusen, ohne Fuß eine Münze.

D. R.

Der kleine Deserteur.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Bezeichnung von Fedor Kliner.

Das Meisennestchen — am Hornästchen, —
Im Buschwerk versteckt — von Blättern bedeckt —
Wie hängt es so sicher und wohlgeborgen — im
Schattendunkel —
Und rings umher glänzt der Frühlingmorgen — voll
Lichtgefunkel. —
Wie wohnen da droben die kleinen Brüder
So wohl in im niedlichen Erker drinnen!
Die Alten, sie fliegen hin und wieder
Und bringen den Jungen Känpfein und Spinnen,

Auch hin und wieder ein fettes Mücklein; —
Zuweilen holen sie selber ein Schlücklein
Goldfunkelnden Thaus sich vom Hornblatt
Und schlürfen und piepsen und werden nicht satt.
Dem Ältesten aber, dem schmucken Piepchen,
Ward bald zu enge das kleine Stübchen;
Und denkt nur, heute Morgen stand
Er plötzlich auf des Nestleins Rand
Und flatterte, sträubend sein zartes Gefieder,
Gar unbehilflich zur Erde nieder.

Bums! lag er da. Die Feldmaus kroch
 Erschrocken in ihr nahes Loch;
 Ein Käferlein hielt ein im Lauf,
 Zwei grüne Fliegen schwirrten auf.
 Da hob der kleine Held das Köpfchen
 Und rief voll Stolz den Brüdern droben:

Da sitzt ganz nah im hohen Grafe
 Beim Morgenmahl ein junger Hase;
 Der spitzt das Ohr und pußt das Schnänzchen
 Und springt herzu mit stinken Säßen;
 Und aus dem Astloch schaut ein Käuzchen
 Nach unfrem Armsten — o Entsetzen!



„Habt ihr gesehn, ihr armen Tröpfchen,
 Wie sie vor mir von dannen stoben?
 Ich bin ein freier Pieps und singe
 Und hüpf' nun auf eignen Füßen!
 Lebt wohl, ihr dummen Nesterlinge,
 Und kommt Mama — ich laß' sie grüßen!“
 Stolz nickt er noch einmal empor,
 Dann schlüpf' er unterm Strauch hervor.

Zurückflieht er mit Angst und Beben.
 Die Mutter kommt nach Hause eben,
 Packt flugs den Flüchtling beim Genick,
 Und trägt ihn in das Nest zurück.
 Noch lang' schalt sie mit ihrem Großen,
 Im Grunde froh doch, als sie sah,
 Daß ihm nichts schlimmes zugestoßen —
 Und sagte nichts davon Papa.